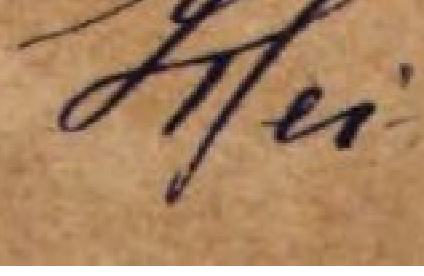


H. Heine's

sämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

sämmtliche Werke.

Siebenter Band.

Über Deutschland. Dritter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1867.

Über Deutschland

von

Heinrich Heine.

Dritter Theil.

Elementargeister und Dämonen.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1867.

Inhalt.

Elementargeister und Dämonen.

Über Deutschland.

Elementargeister

und

Dämonen.

I.

Elementargeister.

(1834.)

Ich habe mein Möglichstes gethan, die mittelalterliche Tendenz unsrer Romantiker nicht einzig und allein aus tadelnswerthen Quellen herzuleiten; ich habe ihren besten Rechtfertigungsgrund im dritten Buch der Beiträge „zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" angeführt*), wo ich bemerkte, daſs die Manie für das Mittelalter am Ende vielleicht nur eine geheime Vorliebe für den altgermanischen Pantheismus war, da die Überreste dieser alten Religion in dem Volksglauben jener späteren Epoche fortlebten. Ich habe schon früher davon gesprochen, wie diese Überreste sich, freilich in entstellter und verstümmelter Form, in dem Zauber- und Hexenwesen erhielten. Ja, sie

*) Sämmtliche Werke, Bd. V. S. 230.

leben in dem Gedächtnis des Volkes, in seinen Gebräuchen, in seiner Sprache fort . . . Auf jedes Brot, das der deutsche Bäcker backt, druckt er den alten Druidenfuß, und unser tägliches Brot trägt noch das Zeichen der germanischen Religion. Welch einen bedeutsamen Kontrast bildet dies wirkliche Brot zu dem trockenen, saftlosen Scheinbrote, mit dem der spiritualistische Kultus*) uns abspeist!

Nein, die Erinnerungen an den altgermanischen Glauben sind noch nicht erloschen. Wie man behauptet, giebt es greise Menschen in Westfalen, die noch immer wissen, wo die alten Götterbilder verborgen liegen; auf ihrem Sterbebette sagen sie es dem jüngsten Enkel, und Der trägt dann das theure Geheimnis in dem verschwiegenen Sachsenherzen. In Westfalen, dem ehemaligen Sachsen, ist nicht Alles todt, was begraben ist. Wenn man dort durch die alten Eichenhaine wandelt, hört man noch die Stimmen der Vorzeit, da hört man noch den Nachhall jener tiefsinnigen Zaubersprüche, worin mehr Lebensfülle quillt, als in der ganzen Literatur der Mark Brandenburg. Eine geheimnisvolle Ehrfurcht durchschauerte meine Seele, als ich einst, diese

*) „der christliche Kultus" steht in der ältesten französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Waldungen durchwandernd, bei der uralten Siegburg vorbeikam. „Hier," sagte mein Wegweiser, „hier wohnte einst König Wittekind," und er seufzte tief. Es war ein schlichter Holzhauer, und er trug ein großes Beil.

Ich bin überzeugt, dieser Mann, wenn es drauf ankömmt, schlägt sich noch heute für König Wittekind; und wehe dem Schädel, worauf sein Beil fällt!

Das war ein schwarzer Tag für Sachsenland, als Wittekind, sein tapferer Herzog, von Kaiser Karl geschlagen wurde bei Engter. Als er flüchtend gen Ellerbruch zog, und nun Alles mit Weib und Kind an die Furth kam und sich drängte, mochte eine alte Frau nicht weiter gehen. Weil sie aber dem Feinde nicht lebendig in die Hände fallen sollte, so wurde sie von den Sachsen lebendig in einen Sandhügel bei Bellmanns-Kamp begraben; dabei sprachen sie: „Krup under, krup under, de Welt is di gram, du kannst dem Gerappel nich mer folgen."

Man sagt, dass die alte Frau noch lebt. Nicht Alles ist todt in Westfalen, was begraben ist*).

---

*) Dieser Satz fehlt in den französischen Ausgaben.
Der Herausgeber.

Die Gebrüder Grimm erzählen diese Geschichte in ihren deutschen Sagen; die gewissenhaften, fleißigen Nachforschungen dieser wackeren Gelehrten werde ich in den folgenden Blättern zuweilen benutzen. Unschätzbar ist das Verdienst dieser Männer um germanische Alterthumskunde. Der einzige Jakob Grimm hat für Sprachwissenschaft mehr geleistet*), als eure ganze französische Akademie seit Richelieu**). Seine deutsche Grammatik ist ein kolossales Werk, ein gothischer Dom, worin alle germanischen Völker ihre Stimmen erheben, wie Riesenchöre, jedes in seinem Dialekte. Jakob Grimm hat vielleicht dem Teufel seine Seele verschrieben, damit er ihm die Materialien lieferte und ihm als Handlanger diente bei diesem ungeheuren Sprachbauwerk. In der That, um diese Quadern von Gelehrsamkeit herbeizuschleppen, um aus diesen hunderttausend Citaten einen Mörtel zu stampfen, dazu

---

*) „Diese Männer haben mehr geleistet," steht in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

**) Statt der folgenden drei Sätze lesen wir in den französischen Ausgaben: „Jakob Grimm hat in seinem Fache nicht seines Gleichen. Seine Gelehrsamkeit ist kolossal wie ein Berg, und sein Geist so frisch wie der Quell, welcher demselben entsprudelt."

Der Herausgeber.

gehört mehr als ein Menschenleben und mehr als Menschengeduld.

Eine Hauptquelle für Erforschung des altgermanischen Volksglaubens ist Paracelsus. Ich habe seiner schon mehrmals erwähnt. Seine Werke sind ins Lateinische übersetzt, nicht schlecht, aber lückenhaft. In der deutschen Urschrift ist er schwer zu lesen; abstruser Stil, aber hie und da treten die großen Gedanken hervor mit großem Wort. Er ist ein Naturphilosoph in der heutigsten Bedeutung des Ausdrucks. Man muſs seine Terminologie nicht immer in ihrem traditionellen Sinne verstehen. In seiner Lehre von den Elementargeistern gebraucht er die Namen Nymphen, Undinen, Silvanen, Salamander, aber nur deſshalb, weil diese Namen dem Publikum schon geläufig sind, nicht weil sie ganz Dasjenige bezeichnen, wovon er reden will. Anstatt neue Worte willkürlich zu schaffen, hat er es vorgezogen, für seine Ideen alte Ausdrücke zu suchen, die bisher etwas Ähnliches bezeichneten. Daher ist er vielfach miſsverstanden worden, und Manche haben ihn der Spötterei, Manche sogar des Unglaubens bezichtigt. Die Einen meinten, er beabsichtige ein Kindermärchen aus Scherz in ein System zu bringen, die Anderen tadelten, daſs er, abweichend von der christlichen Ansicht, jene Ele-

mentargeister nicht für lauter Teufel erklären wollte. Wir haben keine Gründe, anzunehmen, sagt er irgendwo, dass diese Wesen dem Teufel gehören; und was der Teufel selbst ist, Das wissen wir auch noch nicht. Er behauptet, die Elementargeister wären, eben so gut wie wir, wirkliche Geschöpfe Gottes, die aber nicht wie Unseresgleichen aus Adam's Geschlechte seien, und denen Gott zum Wohnsitz die vier Elemente angewiesen habe. Ihre Leibesorganisation sei diesen Elementen gemäß. Nach den vier Elementen ordnet nun Paracelsus die verschiedenen Geister, und hier giebt er uns ein bestimmtes System.

Den Volksglauben selbst in ein System bringen, wie Manche beabsichtigen, ist aber eben so unthunlich, als wollte man die vorüberziehenden Wolken in Rahmen fassen. Höchstens kann man unter bestimmten Rubriken das Ähnliche zusammentragen. Dieses wollen wir auch in Betreff der Elementargeister versuchen.

Von den Kobolden haben wir bereits gesprochen*). Sie sind Gespenster, ein Gemisch von ver-

---

*) Im ersten Buch der „Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland." Sämmtliche Werke, Band V. S. 52 ff.

Der Herausgeber.

storbenen Menschen und Teufeln; man muss sie von den eigentlichen Erdgeistern genau unterscheiden. Diese wohnen meistens in den Bergen und man nennt sie Wichtelmänner, Gnomen, Metallarii, kleines Volk, Zwerge. Die Sage von diesen Zwergen ist analog mit der Sage von den Riesen, und sie deutet auf die Anwesenheit zweier verschiedener Stämme, die einst mehr oder minder friedlich das Land bewohnt, aber seitdem verschollen sind. Die Riesen sind auf immer verschwunden aus Deutschland. Die Zwerge aber trifft man mitunter noch in den Bergschachten, wo sie, gekleidet wie kleine Bergleute, die kostbaren Metalle und Edelsteine ausgraben. Von jeher haben die Zwerge immer vollauf Gold, Silber und Diamanten besessen; denn sie konnten überall unsichtbar herumkriechen, und kein Loch war ihnen zu klein, um durchzuschlüpfen, führte es nur endlich zu den Stollen des Reichthums. Die Riesen aber blieben immer arm, und wenn man ihnen Etwas geborgt hätte, würden sie Riesenschulden hinterlassen haben. Auch wollten sich die Riesen niemals zum Christenthume bekehren. Ich schließe Dies aus einer alten dänischen Ballade, wo sich die Riesen zuletzt versammeln und eine Hochzeit feiern. Die Braut verschlingt allein zum Frühstück vier Tonnen Brei, sechzehn Ochsenleiber und achtzehn Schweine-

seiten, und trinkt außerdem sieben Tonnen Bier. Freilich bemerkt der Bräutigam: „Ich sah noch nie eine junge Braut, die so guten Appetit gehabt hätte.“ Unter den Gästen befand sich der kleine Mimmering, dessen Kleinheit einen Gegensatz zu der Gestalt dieser Riesen bildete. Und das Lied endigt mit den Worten: „Klein Mimmering war unter diesem heidnischen Volke das einzige Christenkind.“

Über die Hochzeiten des kleinen Volkes, wie man in Deutschland zuweilen die Zwerge nennt, hat man noch die anmuthigsten Traditionen, z. B. die folgende:

Das kleine Volk wollte einstmals im Schlosse Eilenburg in Sachsen eine Hochzeit feiern. Während der Nacht schlüpften sie durchs Schlüsselloch und durch die Fensterritzen in den Saal, und sprangen Alle auf der gebohnten Diele, wie Erbsen auf einer Scheunentenne, umher. Dadurch erwachte der alte Graf, welcher unter dem Himmel seines großen Bettes in jenem Saale schlief, und er war sehr verwundert beim Anblick dieser Menge von winzigen Leuten. Dann schritt Einer von ihnen, reich wie ein Herold gekleidet, auf ihn zu und lud ihn höflich und in geziemenden Ausdrücken ein, an dem Feste theilzunehmen. „Aber,“ fügte er hinzu, „wir bitten dich um Eins: Nur du allein darfst hier

zugegen sein; Keiner deines Hauses darf sich erlauben, das Fest gleichzeitig mit dir anzusehn, wäre es auch nur mit einem einzigen Blicke.“ Der alte Graf antwortete freundlich: „Da ihr mich in meinem Schlafe gestört habt, will ich euch gern Gesellschaft leisten.“ Hierauf führte man ihm eine kleine Frau zu; kleine Fackelträger stellten sich auf, und eine leise, geheimnisvolle Musik begann. Der Graf hatte viel Mühe, beim Tanz nicht die kleine Frau zu verlieren, welche ihm so leicht bei ihren Sprüngen entschlüpfte und zuletzt so mit ihm herum wirbelte, dass er kaum Athem zu holen vermochte. Plötzlich hielt Alles im Augenblick der lebhaftesten Tanzfreude inne; die Musik verstummte, und die ganze Schar rannte zu den Thürritzen, Mauselöchern und überall hin, wo sich ein kleiner Ausgang fand. Aber die Vermählten, die Herolde und die Tänzer richteten ihre Augen zu einer Öffnung in der Saaldecke empor und erblickten dort das Gesicht der alten Gräfin, welche verstohlen die lustige Gesellschaft betrachtete. Dann verbeugten sie sich vor dem Grafen, und Der, welcher ihn eingeladen, näherte sich ihm abermals und dankte ihm für seine Gastfreundschaft. „Aber,“ setzte er hinzu, „da unsere Festfreude und unsere Hochzeit gestört worden sind, weil noch ein anderes menschliches Auge

sie angesehn hat, sollen von deinem Geschlecht künftig nie mehr als sieben gleichzeitig am Leben sein.“ Darauf entflohen sie eiligst; Alles war wieder in Schweigen gehüllt, und der alte Graf befand sich allein in dem dunklen Saale. Der Fluch ist bis heut in Erfüllung gegangen, und immer starb einer der sechs Ritter von Eilenburg, welche bis dahin gelebt hatten, sobald der Siebente geboren ward.

Von der Kunstfertigkeit der Zwerge ist in den alten Liedern viel rühmlich die Rede. Sie schmiedeten die besten Schwerter, aber nur die Riesen wussten mit diesen Schwertern dreinzuschlagen. Waren diese Riesen wirklich von so hoher Statur? Die Furcht hat vielleicht ihrem Maße manche Elle hinzugefügt. Dergleichen hat sich schon oft ereignet. Nicetas, ein Byzantiner, der die Einnahme von Konstantinopel durch die Kreuzfahrer berichtet, gesteht ganz ernsthaft, dass einer dieser eisernen Ritter des Nordens, der Alles vor sich her zu Paaren trieb, ihnen in diesem schrecklichen Augenblick fünfzig Fuß groß zu sein schien*).

Die Wohnungen der Zwerge waren, wie schon erwähnt, die Berge. Die kleinen Öffnungen, die

*) Dieser Absatz fehlt in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

man in den Felsen findet, nennt das Volk noch heut zu Tag Zwerglöcher. Im Harz, namentlich im Bodenthale, habe ich dergleichen viele gesehen. Manche Tropfsteinbildungen, die man in den Gebirgshöhlen trifft, so wie auch manche bizarre Felsenspitzen nennt das Volk die Zwergenhochzeit*). Es sind Zwerge, die ein böser Zauberer in Steine verwandelt, als sie eben von einer Trauung aus ihrem kleinen Kirchlein nach Hause trippelten, oder auch beim Hochzeitmahl sich gütlich thaten. Die Sagen von solchen Versteinerungen sind im Norden eben so heimisch wie im Morgenlande, wo der bornierte Moslem die Statuen und Karyatiden, die er in den Ruinen alter Griechentempel findet, für lauter versteinerte Menschen hält. Wie im Harze, so auch in der Bretagne sah ich allerlei wundersam gruppierte Steine, die von den Bauern Zwergenhochzeiten genannt wurden; die Steine bei Loc Maria Ker sind die Häuser der Torriganen, der Kurilen, wie man dort das kleine Volk benamset.

Ich kann bei dieser Gelegenheit noch eine solche Hochzeitgeschichte erzählen.

Es giebt in Böhmen, nicht weit von Elnbogen, in einem wilden aber schönen Thale, durch welches

*) Der Schluß dieses Absatzes fehlt in den französischen Ausgaben. Der Herausgeber.

die Eger sich in vielfachen Windungen bis nach Karlsbad schlängelt, eine berühmte Zwergengrotte. Die Bewohner der umliegenden Städte und Dörfer erzählen sich Folgendes. Diese Felsen wurden in alter Zeit von kleinen Berggeistern bewohnt, welche dort ein ruhiges Dasein verbrachten. Sie thaten Niemanden Etwas zu Leide, und halfen im Gegentheil ihren Nachbarn vorkommenden Falles aus Noth und Verlegenheit. Sie wurden lange Zeit von einem mächtigen Zauberer beherrscht; allein eines Tages, als sie eine Hochzeit feiern wollten und sich zu dem Ende in ihre kleine Kirche begaben, gerieth er in heftigen Zorn und verwandelte sie in Steine, oder schloß sie vielmehr, da sie unvernichtbare Geister waren, in solche ein. Diese Felsenmasse heißt noch heut zu Tage „die verzauberte Zwergenhochzeit," und man sieht die kleinen Gestalten in allen möglichen Posituren auf den Bergspitzen. Man zeigt in der Mitte eines Felsens das Bild eines Zwerges, der, als die Anderen der Verzauberung entschlüpfen wollten, zu lange in seiner Wohnung blieb, und in dem Momente versteinert ward, wo er aus dem Fenster sah, um nach Beistand zu spähen.

Die Zwerge tragen kleine Mützchen, wodurch sie sich unsichtbar machen können; man nennt sie

Tarnkappen oder auch Nebelkäppchen. Ein Bauer hatte einst beim Dreschen mit dem Dreschflegel die Tarnkappe eines Zwerges herabgeschlagen; Dieser wurde sichtbar und schlüpfte schnell in eine Erdspalte. Man kann übrigens durch Beschwörungen die Zwerge sichtbar machen.

Zu Nürnberg lebte ein Mann, Namens Paul Kreutz, der eine wunderbare Beschwörung anwandte. Er stellte an eine gewisse flache Stelle einen kleinen ganz neuen Tisch, mit einem weißen Tuche bedeckt, darauf zwei Schüsselchen Milch, ferner zwei Schüsselchen Honig, zwei Tellerchen und neun Messerchen. Hierauf nahm er ein schwarzes Huhn und schnitt demselben über einer Küchenpfanne den Hals ab, so daſs das Blut in die Speise tröpfelte. Dann warf er ein Stück gen Sonnenaufgang und das andere gen Sonnenuntergang, und begann seine Beschwörung. Darnach stellte er sich schleunigst hinter einen großen Baum, und sah, daſs zwei Zwerglein aus der Erde hervorgekommen, sich zu Tische gesetzt und auf der kostbaren Räucherpfanne gegessen, die er gleichfalls dort hingestellt. Nun richtete er Fragen an sie, die sie beantworteten, und als er Dies oft wiederholt hatte, wurden sie so vertraut mit ihm, daſs sie wie seine Gäste in sein Haus kamen. Wenn er nicht die gehörigen Anstalten ge-

troffen, erschienen sie gar nicht oder entflohen fast auf der Stelle. Er ließ endlich auch ihren König erscheinen, der allein in einem Scharlachmäntelchen ankam, worunter er ein Buch trug, das er auf den Tisch warf, und er gestattete seinem Beschwörer darin zu lesen, so viel und so lange er wolle. Auch schöpfte der Mann daraus große Weisheit und Geheimnisse besonderer Art.

Die Zwerge zeigten sich auch manchmal freiwillig den Menschen, hatten gern mit uns Umgang, und waren zufrieden genug, wenn wir ihnen nur kein Leids zufügten. Wir aber, boshaft, wie wir noch sind, wir spielten ihnen manchen Schabernack. In Wyß' Voksſagen liest man *) folgende Geschichte:

„Des Sommers kam die Schar der Zwerge häufig aus den Flühen herab ins Thal, und gesellte sich entweder hilfreich oder doch zuschauend zu den arbeitenden Menschen, namentlich zu den Mähdern in der Heuernte. Da setzten sie sich denn wohl vergnügt auf den langen und dicken Ast eines Ahorns ins schattige Laub. Einmal aber kamen boshafte Leute und sägten bei Nacht den Ast durch, so

---

*) „Im Haslithale erzählt man“ steht in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

dass er bloß noch schwach am Stamme hielt, und als die arglosen Geschöpfe sich am Morgen darauf niederließen, krachte der Ast vollends entzwei, die Zwerge stürzten auf den Grund, wurden ausgelacht, erzürnten sich heftig und jammerten:

„O wie ist der Himmel so hoch
Und die Untreue so groß!
Heut hierher und nimmermehr!“

Sie sollen seit der Zeit das Land verlassen haben.

Ich bezweifle, dass die Zwerge die Menschen als gute Geister betrachteten; sicherlich vermochten sie an unsern Handlungen nicht unsern göttlichen Ursprung zu erkennen. Wesen von einer andern Natur als die unsrige dürften keine gute Meinung von uns hegen, und der Teufel hält uns für die schlechtesten aller Kreaturen. Ich habe einmal in einer Dorfscheune die Faustkomödie darstellen sehn. Faust beschwört den Teufel und verlangt im Vertrauen auf seine Unerschrockenheit, dass der Teufel ihm in der furchtbarsten Gestalt, unter den Zügen der entsetzlichsten aller Kreaturen erscheine ... und der gehorsame Teufel erscheint unter der Gestalt eines Menschen.

Man weiß nicht recht, weſshalb die Zwerge uns zuletzt ſo plötzlich verließen. Es giebt indeſſen noch zwei andere Traditionen, die ebenfalls den Abzug der Zwerge unſerer Neckſucht und Bosheit zuſchreiben. Die eine wird in den erwähnten Volksſagen*) folgendermaßen erzählt:

„Die Zwerge, welche in Höhlen und Klüften rings um die Menſchen herum wohnten, waren gegen Dieſe immer freundlich und gut geſinnt, und des Nachts, wenn die Menſchen ſchliefen, verrichteten ſie deren ſchwere Arbeit. Wenn dann das Landvolk früh Morgens mit Wagen und Geräthe herbeizog und erſtaunte, daſs Alles gethan war, steckten die Zwerge im Geſträuch und lachten hell auf. Oftmals zürnten die Bauern, wenn ſie ihr noch nicht ganz zeitiges Getreide auf dem Acker niedergeſchnitten fanden, aber als bald Hagel und Gewitter hereinbrach und ſie wohl ſahen, daſs vielleicht kein Hälmchen dem Verderben entronnen ſein würde, da dankten ſie innig dem vorausſichtigen Zwergvolk. Endlich aber verſcherzten die Menſchen durch ihren Frevel die Huld und Gunſt der Zwerge, ſie ent-

*) In den franzöſiſchen Ausgaben nennt Heine das Märchenbuch der Gebrüder Grimm als die Quelle, aus welcher er die beiden Sagen geſchöpft habe.

Der Herausgeber.

flohen, und seitdem hat sie kein Auge wieder erblickt. Die Ursache war diese. Ein Hirt hatte oben am Berg einen trefflichen Kirschbaum stehen. Als die Früchte eines Sommers reiften, begab es sich, daſs dreimal hinter einander Nachts der Baum geleert wurde und alles Obst auf die Bänke und Hürden getragen war, wo der Hirt sonst die Kirschen aufzubewahren pflegte. Die Leute im Dorfe sprachen: „Das thut niemand Anders als die redlichen Zwerge, Die kommen bei Nacht in langen Mänteln mit bedeckten Füßen herangetrippelt, leise wie Vögel, und schaffen den Menschen emsig ihr Tagwerk; schon einmal hat man sie heimlich belauscht, allein man stört sie nicht, sondern läſst sie kommen und gehen.“ Durch diese Rede wurde der Hirt neugierig und hätte gern gewuſst, warum die Zwerge so sorgfältig ihre Füße bärgen, und ob diese anders gestaltet wären als Menschenfüße. Da nun das nächste Jahr wieder der Sommer und die Zeit kam, daſs die Zwerge heimlich die Kirschen abbrachen und in den Speicher trugen, nahm der Hirt einen Sack voll Asche und streute sie rings um den Berg herum aus. Den andern Morgen mit Tagesanbruch eilte er zur Stelle hin, der Baum war richtig leer gepflückt, und er sah unten in der Asche die Spuren von vielen Gänsefüßen eingedrückt. Da lachte der

Hirt und spottete, daß der Zwerge Geheimnis verrathen war. Bald aber zerbrachen und verwüsteten Diese ihre Wohnungen und flohen tiefer in den Berg hinab, grollen dem Menschengeschlecht und versagen ihm ihre Hilfe. Jener Hirt, der sie verrathen hatte, wurde siech und blödsinnig fortan bis an sein Lebensende."

Die andere Tradition, die in Otmar's Volkssagen mitgetheilt wird*), ist von viel betrübsam härterem Charakter:

„Zwischen Walkenried und Neuhof in der Grafschaft Hohenstein hatten einst die Zwerge zwei Königreiche. Ein Bewohner jener Gegend merkte einmal, daß seine Feldfrüchte alle Nächte beraubt wurden, ohne daß er den Thäter entdecken konnte. Endlich ging er auf den Rath einer weisen Frau bei einbrechender Nacht an seinem Erbsenfelde auf und ab, und schlug mit einem dünnen Stabe über dasselbe in die bloße Luft hinein. Es dauerte nicht lange, so standen einige Zwerge leibhaftig vor ihm. Er hatte ihnen die unsichtbar machenden Nebelkappen abgeschlagen. Zitternd fielen die Zwerge vor ihm nieder und bekannten, daß ihr Volk es sei, welches

---

*) Dieser Zwischensatz fehlt in den französischen Ausgaben. Vgl. die Anmerkung auf der vorletzten Seite.

Der Herausgeber.

die Felder der Landesbewohner beraubte, wozu aber die äußerste Noth sie zwänge. Die Nachricht von den eingefangenen Zwergen brachte die ganze Gegend in Bewegung. Das Zwergvolk sandte endlich Abgeordnete, und bot Lösung für sich und die gefangenen Brüder, und wollte dann auf immer das Land verlassen. Doch die Art des Abzugs erregte neuen Streit. Die Landeseinwohner wollten die Zwerge nicht mit ihren gesammelten und versteckten Schätzen abziehen lassen, und das Zwergvolk wollte bei seinem Abzuge nicht gesehen sein. Endlich kam man dahin überein, dass die Zwerge über eine schmale Brücke bei Neuhof ziehen, und dass Jeder von ihnen in ein dorthin gestelltes Gefäß einen bestimmten Theil seines Vermögens als Abzugszoll werfen sollte, ohne dass einer der Landesbewohner zugegen wäre. Dies geschah. Doch einige Neugierige hatten sich unter die Brücke versteckt, um den Zug der Zwerge wenigstens zu hören. Und so hörten sie denn viele Stunden lang das Getrappel der kleinen Menschen; es war ihnen, als ob eine sehr große Herde Schafe über die Brücke ging."

Nach einer Variante sollte jeder abziehende Zwerg nur ein einziges Geldstück in das Fass werfen, welches man vor der Brücke hingestellt; und den

andern Morgen fand man das Fass ganz gefüllt mit alten Goldmünzen. Auch soll vorher der Zwergenkönig selber in seinem rothen Mäntelchen zu den Landeseinwohnern gekommen sein, um sie zu bitten, ihn und sein Volk nicht fort zu jagen. Flehentlich erhob er seine Ärmchen gen Himmel und weinte die rührendsten Thränen, wie einst Don Isaak Abarbanel vor Ferdinand von Aragonien*).

Von den Zwergen, den Erdgeistern, sind genau zu unterscheiden die Elfen, die Luftgeister, die auch in Frankreich mehr bekannt sind und die besonders in englischen Gedichten so anmuthig gefeiert werden. Wenn die Elfen nicht ihrer Natur nach unsterblich wären, so würden sie es schon allein durch Shakspeare geworden sein. Sie leben ewig im Sommernachtstraum der Poesie. Eben so wenig wird man je die Elfenkönigin Spencer's vergessen, mindestens so lange man Englisch verstehen wird.

Der Glaube an Elfen ist nach meinem Bedünken viel mehr celtischen als skandinavischen Ursprungs. Daher mehr Elfensagen im westlichen Norden, als im östlichen. In Deutschland weiß man wenig von Elfen, und Alles ist da nur matter Nachklang von

---

*) Dieser Absatz fehlt in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

bretonischen Sagen, wie z. B. Wieland's Oberon*). Was das Volk in Deutschland Elfen oder Elben nennt, sind die unheimlichen Geburten der Hexen, die mit dem Bösen gebuhlt. Die eigentlichen Elfensagen sind heimisch in Irland und Nordfrankreich**); indem sie von hier hinabklingen bis zur Provence, vermischen sie sich mit dem Feenglauben des Morgenlands. Aus solcher Vermischung erblühen nun die vortrefflichen Lais vom Grafen Lanval, dem die schöne Fee ihre Gunst schenkt, unter dem Beding, dass er sein Glück verschweige. Als aber König Arthus bei einem Festgelage zu Karduel seine Königin Ginevra für die schönste Frau der Welt erklärte, da konnte Graf Lanval nicht länger schweigen; er sprach, und sein Glück war wenigstens auf Erden zu Ende. Nicht viel besser ergeht es dem Ritter Grüeland; auch er kann sein Liebesglück nicht verschweigen, die geliebte Fee verschwindet, und auf seinem Ross Gedefer reitet er lange vergebens, um sie zu suchen. Aber in dem Feenland Avalun finden

*) Der Zusatz: „wie z. B. Wieland's Oberon" und der nachfolgende Satz fehlen in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

**) „in Irland, Schottland, England und Nordfrankreich," steht in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

die unglücklichen Ritter ihre Geliebten wieder. Hier können Graf Lanval und Herr Grüeland so Viel schwatzen, als nur ihr Herz gelüstet. Hier kann auch Ogier der Däne von seinen Heldenfahrten ausruhen in den Armen seiner Morgane. Ihr Franzosen kennt sie alle, diese Geschichten. Ihr kennt Avalun, aber der Perser kennt es auch, und er nennt es Dschinnistan. Es ist das Land der Poesie*).

Das Äußere der Elfen und ihr Weben und Treiben ist euch ebenfalls ziemlich bekannt. Spencer's Elfenkönigin ist längst zu euch herübergeflogen aus England. Wer kennt nicht Titania? Wessen Hirn ist so dick, dass es nicht manchmal das heitre Geklinge ihres Luftzugs vernimmt? Ist es aber wahr, dass es ein Vorzeichen des Todes, wenn man diese Elfenkönigin mit leiblichen Augen erblickt und gar einen freundlichen Gruß von ihr empfängt? Ich möchte Dieses gern genau wissen, denn

In dem Wald im Mondenscheine
Sah ich jüngst die Elfen reuten;
Ihre Hörner hört' ich klingen,
Ihre Glöckchen hört' ich läuten.

---

*) Der folgende Absatz und das angefügte Gedicht Heine's fehlen in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Ihre weißen Rößlein trugen
Güldnes Hirschgeweih und flogen
Rasch dahin; wie Schwanenzüge
Kam es durch die Luft gezogen.

Lächelnd nickte mir die Kön'gin,
Lächelnd im Vorüberreuten.
Galt Das meiner neuen Liebe,
Oder soll es Tod bedeuten?

In den dänischen Volksliedern giebt es zwei Elfensagen, die den Charakter dieser Luftgeister am treuesten zur Anschauung bringen*). Das eine Lied

---

*) In den französischen Ausgaben werden hier, statt dieses und des folgenden Absatzes, die Lieder selbst in wortgetreuer Übersetzung mitgetheilt. Es heißt dort (ich gebe das erste Lied theilweise nach der Übertragung von Rosa Warrens):

„Es giebt nur zwei Elfensagen, die im östlichen Norden heimisch sind, und da sie in den dänischen Volksliedern den kürzesten und besten Ausdruck finden, will ich sie in dieser Gestalt mittheilen. Die erste lautet:

Ich legte mein Haupt an die Elfenhöh',
Mein Auge ward schlummerbefangen.
Da kamen gegangen zwei Jungfraun schön,
Die mit mir zu reden verlangen.
Seitdem ich sie zuerst gesehn!

erzählt von dem Traumgesichte eines jungen Fants, der sich auf Elvershöh niedergelegt hatte und all=

Die Eine strich mir die Wange rund,
Die Andre flüsterte leise:
„Steht auf, Herr Ritter, ich frag' Euch jetzund,
Geliebt's Euch zu tanzen im Kreise?"
Seitdem ich sie zuerst gesehn!

„Wacht auf, wacht auf, Herr Rittersmann,
Geliebt's Euch im Reigen zu wallen;
Meine Jungfrau viel Holdes Euch singen kann,
Das wird Euch zu hören gefallen."
Seitdem ich sie zuerst gesehn!

Sie huben ein Lied zu singen an,
Ich hörte die Weise beginnen.
Der reißende Strom im Lauf hielt an,
Der sonstens pflegte zu rinnen.
Seitdem ich sie zuerst gesehn!

Der reißende Strom hielt an gemach,
Der sonstens pflegte zu rinnen;
Die kleinen Fischlein im klaren Bach
Die plätscherten spielend darinnen.
Seitdem ich sie zuerst gesehn!

Sie spielten mit ihren Schwänzlein all',
Die kleinen Fischlein im Springen.
Die Vöglein alle mit süßem Schall
Begannen in Lüften zu singen.
Seitdem ich sie zuerst gesehn!

mählich eingeschlummert war. Er träumt, er stände auf seinem Schwerte gestützt, während die Elfen im

„Und höret, Ihr junger Rittersmann,
Geliebt's Euch bei uns zu bleiben?
Wir lehren Euch Runen zu schneiden dann,
Runen zu lesen und schreiben."
Seitdem ich sie zuerst gesehn!

„Ich lehr' Euch den Eber in Waldesnacht,
Den Bären zu schlagen in Bande.
Der Drache, welcher das Gold bewacht,
Soll fliehen vor Euch aus dem Lande."
Seitdem ich sie zuerst gesehn!

Sie tanzten herab, sie tanzten heran,
Die Elfen alle im Reigen.
Da thät' ich junger Rittersmann
Aufs Schwert die Hände neigen.
Seitdem ich sie zuerst gesehn!

„Und höret, Ihr junger Rittersmann,
Und wollt Ihr uns fürder noch meiden:
So müsst von schneidigem Messer dann
Den kalten Tod Ihr erleiden."
Seitdem ich sie zuerst gesehn!

Und hätte es Gott nicht gnädig verliehn,
Daß der Hahn geregt seine Flügel,
So müsst' ich mit den Elfinnen ziehn
Hinein in den Elfenhügel.
Seitdem ich sie zuerst gesehn!

Kreise um ihn her tanzen und durch Liebkosen und Versprechung ihn verlocken wollen, an ihrem Reigen Theil zu nehmen. Eine von den Elfen kömmt an ihn heran und streichelt ihm die Wange und flüstert: „Tanze mit uns, schöner Knabe, und das Süßeste, was nur immer dein Herz gelüstet, wollen wir dir singen.“ Und da beginnt auch ein Gesang von so bezwingender Liebeslust, daß der reißende Strom, dessen Wasser sonst wildbrausend dahin fließt, plötzlich still steht, und in der ruhigen Fluth die Fischlein hervortauchen und vergnügt mit ihren Schwänzlein spielen. Eine andere Elfe flüstert: „Tanze mit uns, schöner Knabe, und wir wollen dich Runensprüche lehren, womit du den Bär und den wilden Eber besiegen kannst, sowie auch den Drachen, der das Gold hütet; sein Gold soll dir anheimfallen. Der junge Fant widersteht jedoch allen diesen Lockungen, und die erzürnten Jungfrauen drohen endlich, ihm den kalten Tod ins Herz zu bohren. Schon zücken sie ihre scharfen Messer, da, zum Glücke, kräht

---

Drum will ich jedem Gesellen nunmeh,
Der zu Hof ausreitet, Das sagen:
Er reite nimmer zur Elfenhöh',
Noch mög' er zu schlummern dort wagen.
Seitdem ich sie zuerst gesehn!

Der Herausgeber.

der Hahn, und der Träumer erwacht mit heiler Haut.

Das andere Gedicht ist minder luftig gehalten, die Erscheinung der Elfen findet nicht im Traume, sondern in der Wirklichkeit statt, und ihr schauerlich anmuthiges Wesen tritt uns desto schärfer entgegen*).

*) In den französischen Ausgaben heißt es, statt des obigen Absatzes:

„Das andere Gedicht behandelt fast dasselbe Thema; nur findet die Erscheinung der Elfen diesmal nicht im Traume, sondern in der Wirklichkeit statt, und der Ritter, welcher nicht mit ihnen tanzen will, empfängt diesmal wirklich eine tödliche Wunde.

Herr Oluf reitet im Mondenschein,
Er ladet die Gäste zur Hochzeit ein.
  Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

Sie tanzen zu vier und zu fünfen durchs Land,
Erlkönigs Tochter streckt aus die Hand.
  Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

„Willkommen, Herr Oluf, halt an dein Roß,
Und tanze mit mir im Elfenschloß!"
  Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

„„Ich nimmer darf, ich nimmer mag,
Denn morgen ist mein Hochzeitstag.""
  Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

Es ist das Lied von dem Herrn Oluf, der Abends spät ausreitet, um seine Hochzeitgäste zu entbieten.

„Und höre, Herr Oluf, und tanz mit mir;
Zwei Widderhautstiefel die geb' ich dir."
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

„Zwei Widderhautstiefel, die sitzen so schön,
So gut die güldenen Sporen stehn."
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

„Und höre, Herr Oluf, und tanz mit mir;
Ein Hemd von Seiden das geb' ich dir."
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

„Ein Hemd von Seiden, so weiß und fein,
Meine Mutter bleicht' es mit Mondenschein."
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

„„Ich nimmer darf, ich nimmer mag,
Denn morgen ist mein Hochzeitstag.""
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

„Und höre, Herr Oluf, und tanz mit mir;
Eine güldene Schärpe die geb' ich dir."
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

„„Eine güldene Schärpe die liebt' ich mir,
Doch darf ich nimmer tanzen mit dir.""
Und das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

Der Refrain ist immer: „Aber das Tanzen geht so schnell durch den Wald.“ Man glaubt, unheimlich

---

„Und willst du nimmer tanzen mit mir,
Soll Pest und Krankheit folgen dir.“
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

Sie gab einen Schlag ihm mitten aufs Herz,
Wohl nimmer empfand er so großen Schmerz.
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

Sie hob ihn auf sein rothbraun Roß:
„Kehr heim zur Braut, kehr heim zum Schloß!“
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

Und als er kam an des Schlosses Thor,
Seine Mutter harrend stand davor.
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

„Hör, liebster Sohn, und sag mir gleich,
Warum ist deine Wange so bleich?“
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

„„Wohl mag die Wange bleich mir sein,
Ich war zu Nacht bei dem Elfenreihn.““
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

„Und höre, mein Sohn, so klug und traut,
Was sag' ich deiner jungen Braut?“
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

lüsterne Melodien zu hören und zwischendrein ein Kichern und Wispern, wie von muthwilligen Mädchen. Herr Oluf sieht endlich, wie vier, fünf, ja noch mehre Jungfrauen hervortanzen und Erlkönigs Tochter die Hand nach ihm ausstreckt. Sie bittet

---

„„Sag ihr, ich sei im Walde zur Stund',
Und prüfe mein Roß und meine Hund'.““
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald

Am Morgen früh, als Tag es war,
Da kam die Braut mit der Hochzeitschar.
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

Sie schenkten Meth, sie schenkten Wein.
„Wo ist Herr Oluf, der Bräutigam mein?"
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

„„Herr Oluf ritt in den Wald zur Stund',
Zu prüfen sein Roß und seine Hund'.““
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

Die Braut hub auf das Bahrtuch roth,
Da lag Herr Oluf, Der war todt.
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

Als wieder vom Himmel das Frühlicht floß,
Drei Leichen trug man hinaus vom Schloß.
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

Der Herausgeber.

ihn zärtlichst, in den Kreis einzutreten und mit ihr zu tanzen. Der Ritter aber will nicht tanzen und sagt zu seiner Entschuldigung: „Morgen ist mein Hochzeitstag.“ Da werden ihm nun gar verführerische Geschenke angeboten; jedoch weder die Widderhautstiefel, die so gut am Beine sitzen würden, noch die güldenen Sporen, die man so hübsch daran schnallen kann, noch das weißseidene Hemd, das die Elfenkönigin selber mit Mondschein gebleicht hat, nicht mal die silberne Schärpe, die man ihm ebenfalls so kostbar anrühmt, Nichts kann ihn bestimmen, in den Elfenreigen einzutreten und mitzutanzen. Seine beständige Entschuldigung ist: „Morgen ist mein Hochzeitstag.“ Da freilich verlieren die Elfen endlich die Geduld, sie geben ihm einen Schlag aufs Herz, wie er ihn noch nie empfunden, und heben den zu Boden gesunkenen Ritter wieder auf sein Ross und sagen spöttisch: „So reite denn heim zu deiner Braut.“ Ach! als er auf seine Burg zurückkehrte, da waren seine Wangen sehr blass und sein Leib sehr krank, und als am Morgen früh die Braut ankam mit der Hochzeitschar, mit Sang und Klang, da war Herr Oluf ein stiller Mann; denn er lag todt unter dem rothen Bahrtuch.

„Aber das Tanzen geht hin so schnell durch den Wald.“

Der Tanz ist charakteristisch bei den Luftgeistern; sie sind zu ätherischer Natur, als dass sie prosaisch gewöhnlichen Ganges, wie wir, über diese Erde wandeln sollten. Indessen so zart sie auch sind, so lassen doch ihre Füßchen einige Spuren zurück auf den Rasenplätzen, wo sie ihre nächtlichen Reigen gehalten. Es sind eingedrückte Kreise, denen das Volk den Namen Elfenringe gegeben*).

In einem Theile Östreichs giebt es eine Sage, die mit den vorhergehenden eine gewisse Ähnlichkeit bietet, obgleich sie ursprünglich slavisch ist. Es ist die Sage von den gespenstischen Tänzerinnen, die dort unter dem Namen „die Willis" bekannt sind. Die Willis sind Bräute, die vor der Hochzeit gestorben sind. Die armen jungen Geschöpfe können nicht im Grabe ruhig liegen; in ihren todten Herzen, in ihren todten Füßen, blieb noch jene Tanzlust, die sie im Leben nicht befriedigen konnten, und um Mitternacht steigen sie hervor, versammeln sich truppenweis an den Heerstraßen, und wehe dem jungen Menschen, der ihnen da begegnet! Er muss mit ihnen tanzen, sie umschlingen ihn mit ungezügelter Tobsucht, und er tanzt mit ihnen ohne

---

*) Dieser Absatz fehlt in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Ruh und Rast, bis er todt niederfällt. Geschmückt mit ihren Hochzeitkleidern, Blumenkronen und flatternde Bänder auf den Häuptern, funkelnde Ringe an den Fingern, tanzen die Willis im Mondglanz eben so wie die Elfen. Ihr Antlitz, obgleich schneeweiß, ist jugendlich schön, sie lachen so schauerlich heiter, so frevelhaft liebenswürdig, sie nicken so geheimnisvoll lüstern, so verheißend; diese todten Bacchantinnen sind unwiderstehlich.

Das Volk, wenn es blühende Bräute sterben sah, konnte sich nie überreden, daſs Jugend und Schönheit so jähling gänzlich der schwarzen Vernichtung anheimfallen, und leicht entstand der Glaube, daſs die Braut noch nach dem Tode die entbehrten Freuden sucht.

Dieses erinnert uns an eins der schönsten Gedichte Goethe's, die Braut von Korinth, womit das französische Publikum durch Frau von Staël schon längst Bekanntschaft gemacht hat. Das Thema dieses Gedichtes ist uralt und verliert sich hoch hinauf in die Schauernisse der thessalischen Märchen. Aelian erzählt davon, und Ähnliches berichtet Philostrates im Leben des Apollonius von Thane. Es ist die fatale Hochzeitgeschichte, wo die Braut eine Lamia ist.

Es ist den Volkssagen eigenthümlich, dass ihre furchtbarsten Katastrophen gewöhnlich bei Hochzeitfesten ausbrechen. Das plötzlich eintretende Schrecknis kontrastiert dann desto grausig schroffer mit der heiteren Umgebung, mit der Vorbereitung zur Freude, mit der lustigen Musik. So lange der Rand des Bechers noch nicht die Lippen berührt, kann der kostbare Trank noch immer verschüttet werden. Ein düsterer Hochzeitgast kann eintreten, den Niemand gebeten hat, und den doch Keiner den Muth hat fortzuweisen. Er sagt der Braut ein Wort ins Ohr, und sie erbleicht. Er giebt dem Bräutigam einen leisen Wink, und Dieser folgt ihm aus dem Saale, wandelt mit ihm weit hinaus in die wehende Nacht, und kehrt nimmermehr heim. Gewöhnlich ist es ein früheres Liebesversprechen, wesshalb plötzlich eine kalte Geisterhand die Braut und den Bräutigam trennt. Als Herr Peter von Staufenberg beim Hochzeitmahle saß, und zufällig aufwärts schaute, erblickte er einen kleinen weißen Fuß, der durch die Saalesdecke hervortrat. Er erkannte den Fuß jener Nixe, womit er früher im zärtlichsten Liebesbündnisse gestanden, und an diesem Wahrzeichen merkte er wohl, dass er durch seine Treulosigkeit das Leben verwirkt. Er schickt zum Beichtiger, lässt sich das Abendmahl reichen und bereitet sich zum Tode.

Von dieser Geschichte wird in deutschen Landen noch Viel gesagt und gesungen. Es heißt auch, die beleidigte Nixe habe den ungetreuen Ritter unsichtbar umarmt und in dieser Umarmung gewürgt. Tief gerührt werden die Frauen bei dieser tragischen Erzählung. Aber unsere jungen Freigeister lächeln darüber spöttisch und wollen nimmermehr glauben, daß die Nixen so gefährlich sind. Sie werden späterhin ihre Ungläubigkeit bitter bereuen.

Die Nixen haben die größte Ähnlichkeit mit den Elfen. Sie sind Beide verlockend, anreizend und lieben den Tanz. Die Elfen tanzen auf Moorgründen, grünen Wiesen, freien Waldplätzen und am liebsten unter alten Eichen. Die Nixen tanzen bei Teichen und Flüssen; man sah sie auch wohl auf dem Wasser tanzen, den Vorabend wenn Jemand dort ertrank. Auch kommen sie oft zu den Tanzplätzen der Menschen, und tanzen mit ihnen ganz wie Unsereins. Die weiblichen Nixen erkennt man an dem Saum ihrer weißen Kleider, der immer feucht ist. Auch wohl an dem feinen Gespinnste ihrer Schleier und an der vornehmen Zierlichkeit ihres geheimnisvollen Wesens*). Den männlichen

*) Dieser Satz fehlt in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Nix erkennt man daran, daſs er grüne Zähne hat, die fast wie Fischgräten gebildet sind*). Auch empfindet man einen inneren Schauer, wenn man seine außerordentlich weiche, eiskalte Hand berührt. Gewöhnlich trägt er einen grünen Hut. Wehe dem Mädchen, das, ohne ihn zu kennen, gar zu sorglos mit ihm tanzt. Er zieht sie hinab in sein feuchtes Reich**). Man erzählt sich die folgende Geschichte:

Zu Laibach wohnte in dem Flusse, welcher denselben Namen führt, ein Wassergeist, den man Nix oder Wassermann nannte. Er hatte sich Nachts den Fischern und Schifferknechten und Tags anderen Leuten gezeigt, so daſs Jeder erzählen konnte, wie er aus dem Wasser gestiegen sei, und sich in menschlicher Gestalt habe blicken lassen. Im Jahre 1547, am ersten Sonntag im Juli, versammelte sich die ganze Bevölkerung der Gegend nach altem Gebrauche auf dem Marktplatze zu Laibach neben der Quelle, welche lustig von einer Linde beschattet war. Sie nahmen bei den Klängen der Musik freundnachbarlich ihr Mahl ein; dann begannen sie zu tanzen. Nach

---

*) Der Zusatz: „die fast wie Fischgräten gebildet sind" und der nachfolgende Satz fehlen in den französischen Ausgaben. Der Herausgeber.

**) Dieser Satz fehlt in den französischen Ausgaben. Der Herausgeber.

Verlauf einiger Zeit kam ein junger wohlgebauter und wohlgekleideter Mann, und schien an dem Tanze theilnehmen zu wollen. Er grüßte höflich die ganze Versammlung und bot Jedem freundlich seine Hand, die sehr weich und eiskalt war und bei der Berührung einen eigenthümlichen Schauer erregte. Dann forderte er ein schönes und reichgeschmücktes junges Mädchen zum Tanz auf, ein frisches, keckes Ding und von leichtfertigen Sitten, mit Namen Ursula Schöfferin; sie wusste sich trefflich in seine Art zu finden, und halb und halb auf seine belustigenden Späße einzugehn. Als sie so einige Zeit leidenschaftlich getanzt hatte, wirbelten sie von dem Platze fort, den gewöhnlich der Tänzerkreis umschloss, und immer weiter, erst von der Linde bis Sittichenhof, dann noch weiter bis zur Laibach, wo er vor den Augen vieler Schifferknechte mit ihr hinabsprang, und Beide verschwanden.

Die Linde stand noch bis zum Jahre 1638, wo man sie ihres Alters wegen umhieb.

Dieselbe Sage existiert in vielerlei Variationen. Die schönste ist die dänische in dem Liedercyklus, welcher den Untergang des Königsmörders Marsk Stig und seines ganzen Hauses besingt*).

*) In den französischen Ausgaben werden, statt des obigen Absatzes, siebzehn Strophen aus einem dieser Lieder

Marsk Stig, der Königsmörder, hatte zwei schöne Töchter, wovon die jüngste in des Wassermanns

---

mitgetheilt. Es heißt dort: „Der Nix spricht zu seiner Mutter:

„Lieb Mutter, gebt einen Rath mir gleich
Wie bring' ich die Tochter Marsk Stig's in mein Reich?"
Mich dünkt, gar schlimm ist das Reiten.

Sie schuf ihm ein Roß vom Wasser klar,
Der Zaum und Sattel von Sande war.
Mich dünkt, gar schlimm ist das Reiten.

Sie macht' ihn zu einem Ritter fein,
Zum Marienkirchhof dann ritt er ein.
Mich dünkt, gar schlimm ist das Reiten.

Er band sein Roß an den Kirchfirst an,
Und dreimal umschritt er die Kirche dann.
Mich dünkt, gar schlimm ist das Reiten.

Der Meermann trat in die Kirche stumm,
Die Heil'genbilder da wandten sich um.
Mich dünkt, gar schlimm ist das Reiten.

Der Priester sprach vor dem Altarschrein:
„Welch stattlicher Ritter mag Das sein?"
Mich dünkt, gar schlimm ist das Reiten.

Die Tochter Marsk Stig's unterm Schleier sprach:
„Daß der Himmel den Ritter mir geben mag!"
Mich dünkt, gar schlimm ist das Reiten.

Gewalt gerieth, sogar während sie in der Kirche war. Der Nix erschien als ein stattlicher Ritter;

Er schritt eine Bank und zwo vorbei:
„O Tochter Marsk Stig's, gelobe mir Treu!"
Mich dünkt, gar schlimm ist das Reiten.

Er schritt über vier und fünf hinaus:
„O folge mir, Tochter Marsk Stig's, in mein Haus!"
Mich dünkt, gar schlimm ist das Reiten.

Es streckte die Maid ihre Hand herfür:
„Ich gelobe dir Treu und ich folge dir."
Mich dünkt, gar schlimm ist das Reiten.

Aus der Kirche da ging eine Hochzeitschar,
Und sie tanzten freudig ohn' alle Gefahr.
Mich dünkt, gar schlimm ist das Reiten.

Sie tanzten mitsammen zum Meeresstrand,
Bis endlich Keiner bei ihnen mehr stand.
Mich dünkt, gar schlimm ist das Reiten.

„O Tochter Marsk Stig's, halt an mein Pferd,
So bau' ich dir ein Schifflein werth."
Mich dünkt, gar schlimm ist das Reiten.

Und als sie kamen zum weißen Sand,
Da wandten sich alle Schifflein zum Land.
Mich dünkt, gar schlimm ist das Reiten.

Und als sie kamen hinaus auf den Sund,
Versank die Maid auf den Meeresgrund.
Mich dünkt, gar schlimm ist das Reiten

seine Mutter hatte ihm ein Ross von klarem Wasser und Sattel und Zaum von dem weißesten Sande gemacht, und die arglose Schöne reichte ihm freudig ihre Hand. Wird sie ihm da unten im Meere die versprochene Treue halten? Ich weiß nicht; aber ich kenne eine Sage von einem anderen Wassermann, der sich ebenfalls eine Frau vom festen Lande geholt hat und aufs listigste von ihr betrogen ward. Es ist die Sage von Rossmer, dem Wassermann, der, ohne es zu wissen, seine eigne Frau in einer Kiste auf den Rücken nahm und sie ihrer Mutter zurückbrachte. Er vergoss darüber nachher die bitterlichsten Thränen.

Man hörte bis tief in das Land hinein
Die Tochter Marsk Stig's im Wasser schrein.
Mich dünkt, gar schlimm ist das Reiten.

Ich rathe jeglicher Jungfrau gut,
Sie geh' nicht zum Tanze so hochgemuth!
Mich dünkt, gar schlimm ist das Reiten.

Auch wir geben manchem jungen Mädchen den weisen Rath, nicht mit dem ersten besten Ankömmling zu tanzen. Aber das junge Blut fürchtet immer, nicht genug Tänzer zu bekommen, und ehe sie sich der Gefahr aussetzten, Tapisserie-Arbeit zu machen, würfen sie sich mit Freuden einem Wassermann in die Arme."

Der Herausgeber.

Die Nixen haben ebenfalls oft dafür zu büßen, dass sie an dem Umgang der Menschen Gefallen fanden. Auch hierüber weiß ich eine Geschichte*), die von deutschen Dichtern vielfach besungen worden. Aber am rührendsten klingt sie in folgenden schlichten Worten, wie sie die Gebrüder Grimm in ihren Sagen mittheilen:

„Zu Epfenbach bei Sinzheim traten seit der Leute Gedenken jeden Abend drei wunderschöne weißgekleidete Jungfrauen in die Spinnstuben des Dorfes. Sie brachten immer neue Lieder und Weisen mit, wussten hübsche Märchen und Spiele, auch ihre Rocken und Spindeln hatten etwas Eigenes, und keine Spinnerin konnte so fein und behend den Faden drehen. Aber mit dem Schlag Elf standen sie auf, packten ihre Rocken zusammen, und ließen sich durch keine Bitte einen Augenblick länger halten. Man wusste nicht, woher sie kamen, noch wohin sie gingen; man nannte sie nur die Jungfern aus dem See, oder die Schwestern aus dem See. Die Burschen sahen sie gern und verliebten sich in sie, zu allermeist des Schulmeisters Sohn. Der konnte nicht satt werden, sie zu hören und mit ihnen zu

*) „die mich mit seltsamer Rührung erfüllt hat:" schließt hier der obige Absatz in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

sprechen, und Nichts that ihm leider, als dass sie jeden Abend schon so früh aufbrachen. Da verfiel er einmal auf den Gedanken, und stellte die Dorfuhr eine Stunde zurück, und Abends im steten Gespräch und Scherz merkte kein Mensch den Verzug der Stunde. Und als die Glocke Elf schlug, es aber schon eigentlich Zwölf war, standen die drei Jungfrauen auf, legten ihre Rocken zusammen und gingen fort. Den folgenden Morgen kamen etliche Leute am See vorbei; da hörten sie wimmern und sahen drei blutige Stellen oben auf der Fläche. Seit der Zeit kamen die Schwestern nimmermehr zur Stube. Des Schulmeisters Sohn zehrte ab und starb kurz darnach."

Es liegt etwas so Geheimnisvolles in dem Treiben der Nixen. Der Mensch kann sich unter dieser Wasserdecke so viel Süßes und zugleich so viel Entsetzliches denken. Die Fische, die allein Etwas davon wissen können, sind stumm. Oder schweigen sie etwa aus Klugheit? Fürchten sie grausame Ahndung, wenn sie die Heimlichkeiten des stillen Wasserreiches verriethen? So ein Wasserreich mit seinen wollüstigen Heimlichkeiten und verborgenen Schrecknissen mahnt an Venedig. Oder war Venedig selbst ein solches Reich, das zufällig aus der Tiefe des adriatischen Meers zur Oberwelt heraufgetaucht mit

seinen Marmorpalästen, mit seinen delphinäugigen Kourtisanen, mit seinen Glasperlen- und Korallenfabriken, mit seinen Staatsinquisitoren, mit seinen geheimen Ersäufungsanstalten, mit seinem bunten Maskengelächter? Wenn einst Venedig wieder in die Lagunen hinabgesunken sein mag, dann wird seine Geschichte wie ein Nixenmärchen klingen, und die Amme wird den Kindern von dem großen Wasservolk erzählen, das durch Beharrlichkeit und List sogar über das feste Land geherrscht, aber endlich von einem zweiköpfigen Adler todtgebissen worden.

Das Geheimnisvolle ist der Charakter der Nixen, wie das Träumerisch-luftige der Charakter der Elfen. Beide sind vielleicht in der ursprünglichen Sage selbst nicht sehr unterschieden, und erst spätere Zeiten haben hier eine Sonderung vorgenommen. Die Namen selbst geben keine sichere Auskunft. In Skandinavien heißen alle Geister Elfen, Alf, und man unterscheidet sie in weiße und schwarze Alfen; Letztere sind eigentliche Kobolde. Den Namen Nix gibt man in Dänemark ebenfalls den Hauskobolden, die man dort, wie ich schon früher gemeldet, Nissen nennt.

Dann gibt es auch Abnormitäten, Nixen, welche nur bis zur Hüfte menschliche Bildung tragen,

unten aber in einen Fischschweif endigen, oder mit der Oberhälfte ihres Leibes als eine wunderschöne Frau und mit der Unterhälfte als eine schuppige Schlange erscheinen, wie eure Melusine, die Geliebte des Grafen Raimund von Poitiers.

Glücklicher Raimund, dessen Geliebte nur zur Hälfte eine Schlange war!

Auch kommt es oft vor, daß die Nixen, wenn sie sich mit Menschen in ein Liebesbündnis einlassen, nicht bloß Verschwiegenheit verlangen, sondern auch bitten, man möge sie nie befragen nach ihrer Herkunft, nach Heimat und Sippschaft. Auch sagen sie nicht ihren rechten Namen, sondern sie geben sich unter den Menschen so zu sagen einen nom de guerre. Der Gatte der Kleve'schen Prinzessin nannte sich Helias. War er ein Nix oder ein Elfe? Der Schwan, welcher ihn ans Ufer führte, erinnert mich an die Sage von den Schwanenjungfrauen. Die Geschichte von diesem Helias lautet in unseren Volksmärchen, wie folgt:

Im Jahre 711 lebte Beatrix, die einzige Tochter des Herzogs von Kleve. Ihr Vater war todt, und sie war Herrin von Kleve und vielen anderen Landen. Eines Tages saß das junge Burgfräulein im Schlosse von Nymwegen; es war schönes Wetter, die Luft war klar, und sie schaute hinab

in den Rhein. Dort gewahrte sie ein seltsamlich Ding. Ein weißer Schwan glitt den Fluss hinab, und er trug ein gülden Kettlein am Halse. An der Kette war ein Nachen befestigt, den der Schwan vorwärts zog; in dem Nachen saß ein schöner Mann; er hielt ein Goldschwert in der Hand, ein Jagdhorn hing an seiner Seite, und er trug einen kostbaren Ring am Finger. Der junge Mann sprang ans Land und führte lange Reden mit dem Fräulein; er sagte ihr, dass er ihr Land beschützen und ihre Feinde vertreiben werde. Der junge Mann gefiel ihr so gut, dass sie sich in ihn verliebte und ihn zum Gatten nahm. Aber er sagte ihr: „Fraget mich niemals nach meinem Geschlecht und meiner Herkunft, denn an dem Tage, wo Ihr mich darnach früget, müsste ich von Euch scheiden, und Ihr würdet mich niemals wiedersehn.“ Und er sagte ihr noch, dass er Helias heiße. Er war von hoher Gestalt, ganz wie ein Riese. Sie hatten nachmals mehre Kinder mit einander. Aber nach Verlauf einiger Jahre, einst in der Nacht, als Helias bei seiner Gemahlin im Bette lag, sprach die Prinzessin, ohne der Warnung zu gedenken: „Herr, wollt Ihr nicht unsern Kindern sagen, woher Ihr gekommen?“ Bei diesen Worten verließ Helias seine Gemahlin, sprang in sein Schwanenschiff, und ward nimmermehr ge-

sehen. Die Frau härmte sich ab, und starb vor Gram und Reue im selbigen Jahr. Es scheint jedoch, dass er seinen drei Kindern seine drei Kleinodien, das Schwert, das Horn und den Ring, zurückließ. Seine Nachkommen leben noch, und auf dem Schlosse zu Kleve erhebt sich ein hoher Thurm, auf dessen Spitze ein Schwan steht; man nennt ihn den Schwanenthurm, zum Andenken an jenes Ereignis.

Wie oft, wenn ich den Rhein hinabfuhr, und dem Schwanenthurm von Kleve vorüberkam, dachte ich an den geheimnisvollen Ritter, der so wehmüthig streng sein Inkognito bewahrte, und den die bloße Frage nach seiner Herkunft aus den Armen der Liebe vertreiben konnte*).

Aber es ist auch wirklich verdrießlich, wenn die Weiber zu viel fragen. Braucht eure Lippen

---

*) Hier folgt in den früheren deutschen Ausgaben, welche nicht die oben mitgetheilte Erzählung enthalten, der Satz: „Als die Prinzessin ihre Neugier nicht bemeistern konnte, und einst in der Nacht zu ihrem Gemahle die Worte sprach: „Herr, solltet Ihr nicht unserer Kinder wegen sagen, wer Ihr seid?" da stieg er seufzend aus dem Bette, setzte sich wieder auf sein Schwanenschiff, fuhr den Rhein hinab, und kam nimmermehr zurück."

Der Herausgeber.

zum Küssen, nicht zum Fragen, ihr Schönen*)! Schweigen ist die wesentlichste Bedingung des Glückes. Wenn der Mann die Gunstbezeugungen seines Glückes ausplaudert, oder wenn das Weib nach den Geheimnissen ihres Glückes neugierig forscht, dann gehen sie Beide ihres Glückes verlustig.

Elfen und Nixen können zaubern, können sich in jede beliebige Gestalt verwandeln; indessen manchmal sind auch sie selber von mächtigeren Geistern und Nekromanten in allerlei häßliche Mißgebilde verwünscht worden. Sie werden aber erlöst durch Liebe, wie im Märchen Zemire und Azor; das krötige Ungeheuer muß dreimal geküßt werden, und es verwandelt sich in einen schönen Prinzen. Sobald du deinen Widerwillen gegen das Häßliche überwindest und das Häßliche sogar lieb gewinnst, so verwandelt es sich in etwas Schönes. Keine Verwünschung widersteht der Liebe. Liebe ist ja selber der stärkste Zauber, jede andere Verzauberung muß ihr weichen. Nur gegen eine Gewalt ist sie ohnmächtig. Welche ist Das? Es ist nicht das Feuer, nicht das Wasser, nicht die Luft, nicht die Erde mit allen ihren Metallen; es ist die Zeit.

---

*) Der Schluß des Absatzes fehlt in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Die seltsamsten Sagen in Betreff der Elementargeister findet man bei dem alten guten*) Johannes Prätorius, dessen „Anthropodemus plutonicus, oder neue Weltbeschreibung von allerlei wunderbaren Menschen“ im Jahre 1666 zu Magdeburg erschienen ist. Schon die Jahrzahl ist merkwürdig; es ist das Jahr, dem der jüngste Tag prophezeit worden. Der Inhalt des Buches ist ein Wust von Unsinn, aufgegabeltem Aberglauben**), maulhängkolischen und affenteuerlichen Historien und gelehrten Citaten, Kraut und Rüben. Die zu behandelnden Gegenstände sind geordnet nach den Anfangsbuchstaben ihres Namens, die ebenfalls höchst willkürlich gewählt sind. Auch die Eintheilungen sind ergötzlich, z. B. wenn der Verfasser von Gespenstern handeln will, so handelt er 1) von wirklichen Gespenstern,

*) „Ich habe der Sammlung der Gebrüder Grimm einige der mitgetheilten Sagen entnommen; aber mein bester Führer ist der gute alte“ ꝛc. heißt es in den französischen Ausgaben. Der Herausgeber.

**) „und gelehrten Citaten. Das Buch macht denselben Eindruck wie ein Raritäten-Kabinett am Quai Malaquais oder am Quai Voltaire. Reliquien aller entschwundenen Religionen, Geräthschaften fabelhafter Länder, untermischt mit Krucifixen und erblichenen Madonnen, — ein buntes Sammelsurium (vrai bric-à-brac).“ heißt es in den französischen Ausgaben. Der Herausgeber.

2) von erdichteten Gespenstern, d. h. von Betrügern, die sich als Gespenster vermummen. Aber er ist voll Belehrung, und in diesem Buche, so wie auch in seinen anderen Werken, haben sich Traditionen erhalten, die theils sehr wichtig für das Studium der germanischen Religionsalterthümer, theils auch als bloße Kuriositäten sehr interessant sind. Ich bin überzeugt, ihr Alle wisst nicht, dass es Meerbischöfe giebt. Ich zweifle sogar, ob die Gazette de France es weiß. Und doch wäre es wichtig für manche Leute, zu wissen, dass das Christenthum sogar im Ocean seine Anhänger hat, und gewiss in großer Anzahl. Vielleicht die Majorität der Meergeschöpfe sind Christen, wenigstens eben so gute Christen wie die Majorität der Franzosen. Ich möchte Dieses gern verschweigen, um der katholischen Partei in Frankreich durch diese Mittheilung keine Freude zu machen, aber da ich hier von Nixen, von Wassermenschen zu sprechen habe, verlangt es die deutsch-gewissenhafte Gründlichkeit, dass ich der Seebischöfe erwähne. Prätorius erzählt nämlich Folgendes:

„In den holländischen Chroniken liest man, Cornelius von Amsterdam habe an einen Medikus, Namens Gelbert, nach Rom geschrieben, dass im Jahr 1531 in dem nordischen Meere, nahe bei

Elpach, ein Meermann sei gefangen worden, der wie ein Bischof von der römischen Kirche ausgesehen habe. Den habe man dem König von Polen zugeschickt. Weil er aber ganz im geringsten Nichts essen wollte von Allem, was ihm dargereicht, sei er am dritten Tage gestorben, habe Nichts geredet, sondern nur große Seufzer geholet."

Eine Seite weiter hat Prätorius ein anderes Beispiel mitgetheilt:

„Im Jahre 1433 hat man in dem baltischen Meere, gegen Polen, einen Meermann gefunden, welcher einem Bischof ganz ähnlich gewesen. Er hatte einen Bischofshut auf dem Haupte, seinen Bischofsstab in der Hand und ein Messgewand an. Er ließ sich berühren, sonderlich von den Bischöfen des Ortes, und erwies ihnen Ehre, jedoch ohne Rede. Der König wollte ihn in einem Thurm verwahren lassen, darwider setzte er sich mit Gebärden, und bat die Bischöfe, dass man ihn wieder in sein Element lassen wolle, welches auch geschehen, und wurde er von zwei Bischöfen dahin begleitet, und erwies sich freudig. Sobald er in das Wasser kam, machte er ein Kreuz, und tauchte sich hinunter, wurde auch künftig nicht mehr gesehen. Dieses ist zu lesen in Flandr. Chronic. in Hist. ecclesiast. Spondani, wie auch in den Memorabilibus Wolfii."

Ich habe beide Geschichten wörtlich mitgetheilt und meine Quelle genau angegeben, damit man nicht etwa glaube, ich hätte die Meerbischöfe erfunden. Ich werde mich wohl hüten, noch mehr Bischöfe*) zu erfinden. Ich habe völlig genug an denen, welche uns sichtbar sind. Ich sähe sogar Manche derselben gern ihren Kollegen im Ocean einen Besuch abstatten und die Christenheit drunten im Meere mit ihrer Gegenwart erfreuen. Der Unglaube hat sich noch nicht bis in die Tiefen des Oceans verbreitet; man hat dort noch keine Voltaire'schen Werke zu fünf Sous gedruckt; die Meerbischöfe schwimmen dort noch friedlich umher zwischen ihren gläubigen Herden.

Einigen Engländern, mit denen ich mich gestern über die Reform der anglikanisch-episkopalen Kirche unterhielt, habe ich den Rath gegeben, aus ihren Landbischöfen lauter Meerbischöfe zu machen.

Zur Ergänzung der Sagen von Nixen und Elfen habe ich noch von den obenerwähnten Schwanenjungfrauen zu reden. Die Sage ist hier sehr unbestimmt und mit einem allzugeheimnisvollen Dunkel umwoben**). Sind sie Wassergeister? Sind sie Luft-

---

*) „noch mehr Pfaffen" steht in der neuesten französischen Ausgabe. Der Herausgeber.

**) Dieser Satz fehlt in den französischen Ausgaben. Der Herausgeber.

geister? Sind sie Zauberinnen? Manchmal kommen sie aus den Lüften als Schwäne herabgeflogen, legen ihre weiße Federhülle von sich wie ein Gewand, sind dann schöne Jungfrauen, und baden sich in stillen Gewässern. Überrascht sie dort irgend ein neugieriger Bursche, dann springen sie rasch aus dem Wasser, hüllen sich geschwind in ihre Federhaut, und schwingen sich dann als Schwäne wieder empor in die Lüfte. Der vortreffliche Musäus erzählt in seinen Volksmärchen die schöne Geschichte von einem jungen Ritter, dem es gelang, eines von jenen Federgewändern zu stehlen; als die Jungfrauen aus dem Bade stiegen, sich schnell in ihre Federkleider hüllten und davon flogen, blieb Eine zurück, die vergebens ihr Federkleid suchte. Sie kann nicht fortfliegen, weint beträchtlich, ist wunderschön, und der schlaue Ritter heirathet sie. Sieben Jahre leben sie glücklich; aber einst in der Abwesenheit des Gemahls kramt die Frau in verborgenen Schränken und Truhen, und findet dort ihr altes Federgewand; geschwind schlüpft sie hinein und fliegt davon.

In den altdänischen Liedern ist von einem solchen Federgewand sehr oft die Rede; aber dunkel und in höchst befremdlicher Art. Hier finden wir Spuren von dem ältesten Zauberwesen. Hier sind Töne von nordischem Heidenthum, die wie halb-

vergessene Träume in unserem Gedächtnisse einen wunderbaren Anklang finden. Ich kann nicht umhin, ein altes Lied mitzutheilen, worin nicht bloß von der Federhaut gesprochen wird, sondern auch von den Nachtraben, die ein Seitenstück zu den Schwanenjungfrauen bilden. Dieses Lied ist so schauerlich, so grauenhaft, so düster wie eine skandinavische Nacht, und doch glüht darin eine Liebe, die an wilder Süße und brennender Innigkeit nicht ihres Gleichen hat*), eine Liebe, die, immer gewaltiger entlodernd, endlich wie ein Nordlicht emporschießt und mit ihren leidenschaftlichen Strahlen den ganzen Himmel überflammt. Indem ich hier dieses ungeheure Liebesgedicht mittheile, muss ich vorausbemerken, dass ich mir dabei nur metrische Veränderungen erlaubte, dass ich nur am Äußerlichen, an dem Gewande, hie und da ein bischen geschneidert. Der Refrain nach jeder Strophe ist immer: „So fliegt er über das Meer!“ **)

---

*) Der Schluss dieses Satzes und der folgende Satz fehlen in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

**) In den französischen Ausgaben findet sich hier noch folgende Einschaltung: „Es ist ein wunderbares Lied, und sein Zauber wirkt immer noch . . . Hört nur!

Sie schifften wohl über das salzige Meer,
Der König und die Königin beide;
Daſs die Königin nicht geblieben daheim,
Das ward zu großem Leide.

Das Schiff das stand auf einmal still,
Sie konnten's nicht weiter lenken;
Ein wilder Nachtrabe geflogen kam,
Er wollt's in den Grund versenken.

„Ist Jemand unter den Wellen versteckt,
Und hält das Schiff befestigt?
Ich gebe ihm beides Silber und Gold,
Er lasse uns unbelästigt.

„So du es bist, Nachtrabe wild,
So senk uns nicht zu Grunde,
Ich gebe dir beides Silber und Gold,
Wohl fünfzehn gewogene Pfunde."

Der König, die junge Königin,
Die saßen bei Tische selbander;
Von einer Fahrt übers salzige Meer
Sprachen sie wohl miteinander."

Der Herausgeber.

„„Dein Gold und Silber verlang' ich nicht,
Ich verlange bessere Gaben,
Was du trägst unter dem Leibgurt dein,
Das will ich von dir haben.““

„Was ich trage unter dem Leibgurt mein,
Das will ich dir gerne geben;
Das sind ja meine Schlüssel klein,
Nimm hin, und lass' mir mein Leben!“

Sie zog heraus die Schlüssel klein,
Sie warf sie ihm über Borde.
Der wilde Rabe von dannen flog,
Er hielt sie freudig beim Worte.

Und als die Kön'gin nach Hause kam,
Sie ging am Strande spazieren,
Da merkt' sie, wie German, der fröhliche Held,
Sich unter dem Leibgurt thät rühren.

Und als fünf Monde verflossen dahin,
Die Königin eilt in die Kammer,
Eines schönen Sohnes sie genas,
Das ward zu großem Jammer.

Er ward geboren in der Nacht,
Und getauft sogleich den Morgen,
Sie nannten ihn German, den fröhlichen Held,
Sie glaubten ihn schon geborgen.

Der Knabe wuchs, er wusste sich gut
Im Reiten und Fechten zu üben,
So oft seine liebe Mutter ihn sah
Thät sich ihr Herz betrüben.

„O Mutter, liebe Mutter mein,
Wenn ich Euch vorübergehe,
Warum so traurig werdet Ihr,
Dass ich Euch weinen sehe?“

„„So wisse, German, du fröhlicher Held,
Dein Leben ist bald geendet,
Denn als ich dich unter dem Leibgurt trug,
Hab' ich dich dem Raben verpfändet.““

„O Mutter, liebe Mutter mein,
O lasst Eu'r Leid nur fahren!
Was mir mein Schicksal bescheren will,
Davor kann mich Niemand bewahren.“

Das war eines Donnerstags im Herbst,
Als kaum der Morgen graute,
Die Frauenstube offen stand,
Da kamen krächzende Laute.

Der häſsliche Rabe kam herein,
Setzt' sich zu der Königin dorten:
„Frau Königin, gebt mir Euer Kind,
Ihr habt's mir versprochen mit Worten."

Sie aber hat beim höchsten Gott,
Bei allen Heil'gen geschworen,
Sie wüſste weder von Tochter noch Sohn,
Die sie auf Erden geboren.

Der häſsliche Rabe flog zornig davon,
Und zornig schrie er im Fluge:
„Wo find' ich German, den fröhlichen Held,
Er gehört mir mit gutem Fuge."

Und German war alt schon fünfzehn Jahr',
Und ein Mädchen zu freien gedacht' er;
Er schickte Boten nach Engeland,
Er warb um des Königs Tochter.

Des Königs Tochter ward ihm verlobt,
Und nach England zu reisen beschloss er:
„Wie komm' ich schnell zu meiner Braut,
Rings um die Insel ist Wasser?"

Und Das war German, der fröhliche Held,
In Scharlach sich kleiden that er,
In seinem scharlachrothen Kleid
Vor seine Mutter trat er.

„O Mutter, liebe Mutter mein,
Erfüllet mein Begehre,
Und leiht mir Euer Federgewand,
Dass ich fliegen kann über dem Meere."

„„Mein Federgewand in dem Winkel dort hängt,
Die Federn die fallen zur Erde;
Ich denke, dass ich zur Frühjahrzeit
Das Gefieder ausbesseren werde.

„„Auch sind die Fittige viel zu breit,
Die Wolken drücken sie nieder —
Und ziehst du fort in ein fremdes Land,
Ich schaue dich niemals wieder.""

Er setzte sich in das Federgewand,
Flog fort wohl über das Wasser;
Da traf er den wilden Nachtraben an,
Auf der Klippe im Meere saß er.

Wohl über das Wasser flog er fort,
Inmitten des Sundes kam er;
Da hört' er einen erschrecklichen Laut,
Eine häßliche Stimme vernahm er:

„Willkommen, German, du fröhlicher Held,
So lange erwarte ich deiner;
Als deine Mutter dich mir versprach,
Da warst du viel zarter und kleiner."

„„O lass' mich fliegen zu meiner Braut,
Ich treffe (bei meinem Worte!),
Sobald ich sie gesprochen hab',
Dich hier auf demselben Orte.""

„So will ich dich zeichnen, dass immerdar
Ich dich wiedererkenne im Leben.
Und dieses Zeichen erinnere dich
An das Wort, das du mir gegeben."

Er hackte ihm aus sein rechtes Aug',
Trank halb ihm das Blut aus dem Herzen.
Der Ritter kam zu seiner Braut
Mit großen Liebesschmerzen.

Er setzte sich in der Jungfraun Saal,
Er war so blutig, so bleiche;
Die kosenden Jungfraun in dem Saal,
Sie verstummten alle sogleiche.

Die Jungfraun ließen Freud' und Scherz,
Sie saßen still so sehre;
Aber die stolze Jungfrau Adelutz
Warf von sich Nadel und Schere.

Die Jungfraun saßen still so sehr,
Sie ließen Scherz und Freude;
Aber die stolze Jungfrau Adelutz
Schlug zusammen die Hände beide.

„Willkommen, German, der fröhliche Held,
Wo habt Ihr gespielet so muthig?
Warum sind Eure Wangen so bleich
Und Eure Kleider so blutig?“

„„Ade, stolze Jungfrau Adelutz,
Muſs wieder zurück zu dem Raben,
Der mein Aug' ausriſs und mein Herzblut trank,
Auch meinen Leib will er haben.““

Einen goldnen Kamm zieht sie heraus,
Selbst kämmt sie ihm seine Haare;
Bei jedem Haare, das sie kämmt,
Vergießt sie Thränen viel klare.

Bei jeder Locke, die sie ihm schlingt,
Vergießt sie Thränen viel klare;
Sie verwünscht seine Mutter, durch deren Schuld
Er so viel Unglück erfahre.

Die stolze Jungfrau Adelutz
Zog ihn in ihre Arme beide;
„Deine böse Mutter sei verwünscht,
Sie bracht' uns zu solchem Leide.“

„„Hört, stolze Jungfrau Adelutz,
Meine Mutter verwünschet nimmer,
Sie konnte nicht, wie sie gewollt,
Seinem Schicksal erliegt man immer.““

Er setzte sich in sein Federgewand,
Flog wieder fort so schnelle.
Sie setzt sich in ein andres Federgewand
Und folgt ihm auf der Stelle.

Er flog wohl auf, er flog wohl ab
In der weiten Wolkenhöhe;
Sie flog beständig hinter ihm drein,
Blieb immer in seiner Nähe.

„Kehrt um, stolze Jungfrau Adelutz,
Müsst wieder nach Hause fliegen;
Eure Saalthür ließet ihr offen stehn,
Eure Schlüssel zur Erde liegen.“

„„Lass' meine Saalthür offen stehn,
Meine Schlüssel liegen zur Erde;
Wo Ihr empfangen habt Eu'r Leid,
Dahin ich Euch folgen werde.““

Er flog wohl ab, er flog wohl auf,
Die Wolken hingen so dichte,
Es brach herein die Dämmerung,
Sie verlor ihn aus dem Gesichte.

Alle die Vögel, die sie im Fluge traf,
Die schnitt sie da in Stücken;
Nur dem wilden häßlichen Raben zu nahn,
Das wollt' ihr nicht gelücken.

Die stolze Jungfrau Adelutz,
Herunter flog zum Strand sie;
Sie fand nicht German, den fröhlichen Held,
Seine rechte Hand nur fand sie.

Da schwang sie sich wieder erzürnt empor,
Zu treffen den wilden Raben,
Sie flog gen Westen, gen Osten sie flog,
Von ihr selbst den Tod sollt' er haben.

Alle die Vögel, die kamen vor ihre Scher',
Hat sie in Stücken zerschnitten;
Und als sie den wilden Nachtraben traf,
Sie schnitt ihn entzwei in der Mitten.

Sie schnitt ihn und zerrt ihn, so lang bis sie selbst
Des müden Todes gestorben.
Sie hat um German, den fröhlichen Held,
So viel Kummer und Noth erworben.

Höchst bedeutungsvoll ist in diesem Liede nicht bloß die Erwähnung des Federgewandes, sondern das Fliegen selbst. Zur Zeit des Heidenthums waren es Königinnen und edle Frauen, von welchen man sagte, dass sie in den Lüften zu fliegen verstünden, und diese Zauberkunst, die damals für etwas Ehrenwerthes galt, wurde später in christlicher Zeit als eine Abscheulichkeit des Hexenwesens dargestellt. Der Volksglaube von den Luftfahrten der Hexen ist eine Travestie alter germanischer Traditionen und verdankt seine Entstehung keineswegs dem Christenthum, wie man aus einer Bibelstelle, wo Satan unseren Heiland durch die Lüfte führt, irrthümlich vermuthet hat. Jene Bibelstelle könnte allenfalls zur Justifikation des Volksglaubens dienen, indem dadurch bewiesen ward, dass der Teufel wirklich im Stande sei, die Menschen durch die Luft zu tragen*).

Die Schwanenjungfrauen, von welchen ich geredet, halten Manche für die Walküren der Skandinavier. Auch von Diesen haben sich bedeutsame Spuren im Volksglauben erhalten. Sie sind weibliche Wesen, die mit weißen Flügeln die Luft durchschneiden, gewöhnlich am Vorabend einer Schlacht, deren

---

*) Dieser Absatz fehlt in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Ausgang sie durch ihre geheime Entscheidung bestimmen. Sie pflegen auch den Helden auf einsamen Waldwegen zu erscheinen, und ihnen den Sieg oder die Niederlage vorherzusagen. Man liest im Prätorius:

Es hat sich dermaleinst begeben, dass König Hother in Dänemark und Schweden, da er auf der Jagd in einem Nebel von den Seinen zu weit abgeritten, zu solchen Jungfrauen sei kommen, die haben ihn gekannt, mit Namen genennet und angesprochen. Und als er gefragt, wer sie wären, haben sie zur Antwort gegeben, sie wären Die, in deren Hand der Sieg stünde im Krieg wider die Feinde, sie wären allezeit im Kriege mit und hülfen streiten, ob man sie gleich mit Augen nicht sehe; wem sie nun den Sieg gönneten, der schlüge und überwinde seine Feinde, und behielte den Sieg und das Feld, und könnte ihm der Feind nicht schaden. Wie sie Solches zu ihm geredet, sind sie bald mit ihrem Hause und Tempel vor seinen Augen verschwunden, dass der König da allein gestanden ist im weiten Felde, unter offenem Himmel.

Der wesentliche Inhalt dieser Geschichte erinnert uns an die Hexen, die Shakspeare in seinem Macbeth auftreten lässt, und die in der alten Sage,

welche der Dichter fast umständlich benutzt hat, weit edler, als sonst wohl die Hexen, geschildert werden.

Nach dieser Sage sind gleichfalls dem Helden im Walde, kurz vor der Schlacht, drei räthselhafte Jungfrauen begegnet, die ihm sein Schicksal voraussagten und spurlos verschwanden. Es waren Walküren oder gar die Nornen, die Parzen des Nordens. An Diese mahnen auch die drei wunderlichen Spinnerinnen, die uns aus alten Ammenmärchen bekannt sind; die Eine hat einen Plattfuß, die Andere einen breiten Daumen, und die Dritte eine Hängelippe. Hieran erkennt man sie immer, sie mögen sich verjüngt oder verältert präsentieren*). Ich theile die lieblichste Version dieses Märchens nach dem Grimm'schen Buche mit.

Es war ein Mädchen faul und wollte nicht spinnen, und die Mutter mochte sagen, was sie wollte, sie konnte es nicht dazu bringen. Endlich übernahm die Mutter einmal Zorn und Ungeduld, dass sie ihm Schläge gab, worüber es laut zu weinen anfing. Nun fuhr grade die Königin vorbei, und als sie das Weinen hörte, ließ sie anhalten,

---

*) In den französischen Ausgaben fehlt der obige Satz. Auch lauten die vorhergehenden Sätze der Form nach etwas anders.

Der Herausgeber.

trat in das Haus und fragte die Mutter, warum sie ihre Tochter schlüge, dass man draußen auf der Straße das Schreien hörte. Da schämte sich die Frau, dass sie die Faulheit ihrer Tochter offenbaren sollte und sprach: „Ich kann sie nicht vom Spinnen abbringen, sie will immer und ewig spinnen, und ich bin arm und kann den Flachs nicht herbeischaffen.“ Da antwortete die Königin: „Ich höre Nichts lieber als Spinnen, und bin nicht vergnügter als wenn die Räder schnurren; gebt mir Eure Tochter mit ins Schloss, ich habe Flachs genug, da soll sie spinnen, so viel sie Lust hat.“ Die Mutter war's von Herzen gerne zufrieden, und die Königin nahm das Mädchen mit. Als sie ins Schloss gekommen waren, führte sie es hinauf zu drei Kammern, die lagen von unten bis oben voll vom schönsten Flachs. „Nun spinn mir diesen Flachs,“ sprach sie, und wenn du es fertig bringst, so sollst du meinen ältesten Sohn zum Gemahl haben; bist du gleich arm, so acht' ich nicht darauf, dein unverdrossener Fleiß ist Ausstattung genug.“ Das Mädchen erschrak innerlich, denn es konnte den Flachs nicht spinnen, und wär's dreihundert Jahr' alt geworden, und hätte jeden Tag von Morgen bis Abend dabei gesessen. Als es nun allein war, fing es an zu weinen, und saß so drei Tage, ohne die Hand zu rühren. Am dritten

Tage kam die Königin, und als sie sah, dass noch Nichts gesponnen war, verwunderte sie sich, aber das Mädchen entschuldigte sich damit, dass es vor großer Betrübnis über die Entfernung aus seiner Mutter Hause noch nicht hätte anfangen können. Das ließ sich die Königin gefallen, sagte aber beim Weggehen: „Morgen musst du mir anfangen zu arbeiten.“

Als das Mädchen wieder allein war, wusste es sich nicht mehr zu rathen und zu helfen, und trat in seiner Betrübnis vor das Fenster. Da sah es drei Weiber herkommen, davon hatte die Erste einen breiten Platschfuß, die Zweite hatte eine so große Unterlippe, dass sie über das Kinn herunterhing, und die Dritte hatte einen breiten Daumen. Die blieben vor dem Fenster stehen, schauten hinauf und fragten das Mädchen, was ihm fehlte. Es klagte ihnen seine Noth, da trugen sie ihm ihre Hilfe an und sprachen: „Willst du uns zur Hochzeit einladen, dich unser nicht schämen und uns deine Basen heißen, auch an deinen Tisch setzen, so wollen wir dir den Flachs wegspinnen, und Das in kurzer Zeit.“ „Von Herzen gern,“ antwortete es; „kommt nur herein und fangt gleich die Arbeit an.“ Da ließ es die drei seltsamen Weiber herein und machte in der ersten Kammer eine Lücke, wo sie

sich hinsetzten und ihr Spinnen anhuben. Die Eine zog den Faden und trat das Rad, die Andere netzte den Faden, die Dritte drehte ihn und schlug mit dem Finger auf den Tisch, und so oft sie schlug, fiel eine Zahl Garn zur Erde, und das war aufs feinste gesponnen. Vor der Königin verbarg sie die drei Spinnerinnen, und zeigte ihr, so oft sie kam, die Menge des gesponnenen Garns, daß Diese des Lobes kein Ende fand. Als die erste Kammer leer war, ging's an die zweite, endlich an die dritte, und die war auch bald aufgeräumt. Nun nahmen die drei Weiber Abschied und sagten zum Mädchen: „Vergiß nicht, was du uns versprochen hast, es wird dein Glück sein."

Als das Mädchen der Königin die leeren Kammern und den großen Haufen Garn zeigte, richtete sie die Hochzeit aus, und der Bräutigam freute sich, daß er eine so geschickte und fleißige Frau bekäme, und lobte sie gewaltig. „Ich habe drei Basen," sprach das Mädchen, „und da sie mir viel Gutes gethan haben, so wollte ich sie nicht gern in meinem Glücke vergessen; erlaubt doch, daß ich sie zu der Hochzeit einlade, und daß sie mit an dem Tisch sitzen." Die Königin und der Bräutigam sprachen: „Warum sollen wir Das nicht erlauben?" Als nun das Fest anhub, traten die drei Jungfrauen in

wunderlicher Tracht herein, und die Braut sprach: „Seid willkommen, liebe Basen!“ „Ach,“ sagte der Bräutigam, „wie kommst du zu der garstigen Freundschaft?“ Darauf ging er zu der Einen mit dem breiten Platschfuß und fragte: „Wovon habt Ihr einen solchen breiten Fuß?“ „Vom Treten,“ antwortete sie, „vom Treten.“ Da ging der Bräutigam zur Zweiten und sprach: „Wovon habt Ihr nur die herunterhängende Lippe?“ „Vom Lecken,“ antwortete sie, „vom Lecken.“ Da fragte er die Dritte: „Wovon habt Ihr den breiten Daumen?“ „Vom Fadendrehen,“ antwortete sie, „vom Fadendrehen.“ Da erschrak der Königssohn und sprach: „So soll mir nun und nimmermehr meine schöne Braut ein Spinnrad anrühren.“ Damit war sie das böse Flachsspinnen los.

Und die Moral? Die Franzosen, denen ich dies Märchen erzählt habe, fragten mich immer nach der Moral davon. Meine Freunde, Das eben ist der Unterschied zwischen euch und uns. Wir fragen nur im wirklichen Leben, nicht aber bei den Schöpfungen der Poesie, nach der Moral. Ihr könnt jedenfalls aus dieser Geschichte lernen, wie man seinen Flachs von Andern spinnen lassen und doch Prinzessin werden kann. Es ist hübsch von der Amme, frühzeitig den Kindern zu bekennen, daß

es noch etwas Wirksameres als die Arbeit giebt, nämlich das Glück. Man erzählt bei uns häufig die Sage von Kindern, die in einer Glückshaut geboren sind, und denen später Alles in der Welt gelingt. Der Glaube an das Glück, als ein angeborenes oder zufällig gewährtes, ist von heidnischem Ursprung und kontrastiert anmuthig mit den christlichen Vorstellungen, wonach Leiden und Entbehrungen als die höchste Gunst des Himmels betrachtet werden.

Die Aufgabe, das Endziel des Heidenthums war die Erreichung des Glücks. Der griechische Held nennt es das goldene Flies, der deutsche den Nibelungenhort. Die Aufgabe des Christenthums war im Gegentheil die Entsagung, und seine Helden erlitten die Qualen des Märtyrerthums; sie luden sich selber das Kreuz auf, und ihr großartigster Kampf trug ihnen immer nur den Gewinn eines Grabes ein.

Man wird sich freilich erinnern, dass das goldene Flies und der Nibelungenhort ihren Besitzern großes Leid gebracht haben. Allein es war eben der Irrthum dieser Helden, dass sie das Gold für das Glück hielten. In der Hauptsache jedoch hatten sie Recht. Der Mensch soll das Glück auf dieser Erde erstreben, das süße Glück und nicht das Kreuz . . . Ach, er mag warten, bis er auf den

Kirchhof kommt; dann wird man es ihm schon auf die Gruft setzen, das Kreuz!*)

Ich kann nicht umhin, hier eines Märchens zu erwähnen, als dessen Schauplatz mir die rheinische Heimat wieder recht blühend und lachend ins Gedächtnis tritt. Auch hier erscheinen drei Frauen, von welchen ich nicht bestimmen kann, ob sie Elementargeister sind oder Zauberinnen, nämlich Zauberinnen von der altheidnischen Observanz, die sich von der späteren Hexenschwesterschaft durch poetischen Anstand so sehr unterscheiden. Ganz genau habe ich die Geschichte nicht im Kopfe; wenn ich nicht irre, wird sie in Schreiber's rheinischen Sagen aufs umständlichste erzählt**). Es ist die Sage vom Wisperthale, welches unweit Lorch am Rheine gelegen ist. Dieses Thal führt seinen Namen von den

*) In der ältesten französischen Ausgabe fehlen hier die nachfolgenden Passagen bis S. 96: „Ich habe in diesen Blättern 2c.“

Der Herausgeber.

**) Die obige Stelle stimmt mit der neuesten französischen Ausgabe fast überein. Der letzte Satz lautet dort: „Die hier mitgetheilte Version weicht ohne Zweifel von derjenigen ab, mit welcher uns der Verfasser des „Taschenbuchs für Rheinreisende,“ der geschmacklose und prosaische Herr Aloys Schreiber, regaliert hat.

Der Herausgeber.

wispernden Stimmen, die Einem dort am Ohre vorbeipfeifen und an ein gewisses heimliches Pist! Pist! erinnern, das man zur Abendzeit in gewissen Seitengässchen einer Hauptstadt zu vernehmen pflegt. Durch dieses Wisperthal wanderten eines Tages drei junge Gesellen, sehr froh gelaunt und höchst neugierig, was doch das beständige Pist! Pist! bedeuten möge. Der Ältere und Gescheiteste von ihnen, ein Schwertfeger seines Handwerks, rief endlich ganz laut: Das sind Stimmen von Weibern, die gewiss so hässlich sind, dass sie sich nicht zeigen dürfen! Er hatte kaum die herausfordernd schlauen Worte gesprochen, da standen plötzlich drei wunderschöne Jungfrauen vor ihm, die ihn und seine zwei Gefährten mit anmuthiger Gebärde einluden, sich in ihrem Schlosse von den Mühseligkeiten der Reise zu erholen und sonstig zu erlustigen. Dieses Schloss, welches sich ganz in ihrer Nähe befand, hatten die jungen Gesellen vorher gar nicht bemerkt, vielleicht weil es nicht frei aufgebaut, sondern in einen Felsen ausgehauen war, so dass nur die kleinen Spitzbogenfenster und ein großer Thorweg von außen sichtbar. Als sie hineintraten in das Schloss, wunderten sie sich nicht wenig über die Pracht, die ihnen von allen Seiten entgegenglänzte. Die drei Jungfrauen, welche es ganz allein zu bewohnen schienen, gaben

ihnen dort ein köstliches Gastmahl, wobei sie ihnen selber den Weinbecher kredenzten. Die jungen Gesellen, denen das Herz in der Brust immer freudiger lachte, hatten nie so schöne, blühende und liebreizende Weibsbilder gesehen, und sie verlobten sich denselben mit vielen brennenden Küssen. Am dritten Tage sprachen die Jungfrauen: Wenn ihr immer mit uns leben wollt, ihr holden Bräutigame, so müsst ihr vorher noch einmal in den Wald gehen und euch erkundigen, was die Vögel dort singen und sagen; sobald ihr dem Sperling, der Elster und der Eule ihre Sprüche abgelauscht und sie wohlverstanden habt, dann kommt wieder zurück in unsere Arme.

Die drei Gesellen begaben sich hierauf in den Wald, und nachdem sie sich durch Gestrüpp und Krüppelholz den Weg gebahnt, an manchem Dorne sich geritzt, auch über manche Wurzel gestolpert, kamen sie zu dem Baume, worauf ein Sperling saß, welcher folgenden Spruch zwitscherte:

Es sind mal drei dumme Hänse
Ins Schlaraffenland gezogen;
Da kamen die gebratenen Gänse
Ihnen just vors Maul geflogen.
Sie aber sprachen: Die armen Schlaraffen,

Sie wissen doch nichts Gescheites zu schaffen,
Die Gänse müssten viel kleiner sein,
Sie gehn uns ja nicht ins Maul hinein.

Ja, ja, rief der Schwertfeger, Das ist eine ganz richtige Bemerkung! Ja, ja, wenn der lieben Dummheit die gebratenen Gänse sogar vors Maul geflogen kommen, so fruchtet es ihr doch Nichts! Ihr Maul ist zu klein und die Gänse sind zu groß, und sie weiß sich nicht zu helfen!

Nachdem die drei Gesellen weiter gewandert, sich durch Gestrüpp und Krüppelholz den Weg gebahnt, an manchem Dorne sich geritzt, über manche Wurzel gestolpert, kamen sie zu einem Baume, auf dessen Zweigen eine Elster hin- und hersprang und folgenden Spruch plapperte: Meine Mutter war eine Elster, meine Großmutter war ebenfalls eine Elster, meine Urgroßmutter war wieder eine Elster, auch meine Ur-Urgroßmutter war eine Elster, und wenn meine Ur-Urgroßmutter nicht gestorben wär', so lebte sie noch.

Ja, ja, rief der Schwertfeger, Das verstehe ich! Das ist ja die allgemeine Weltgeschichte. Das ist am Ende der Inbegriff aller unserer Forschungen, und Viel mehr werden die Menschen auf dieser Welt nimmermehr erfahren.

Nachdem die drei Gesellen wieder weiter gewandert, durch Gestrüpp und Krüppelholz sich den Weg gebahnt, an manchem Dorne sich geritzt, über manche Wurzel gestolpert, kamen sie zu einem Baume, in dessen Höhlung eine Eule saß, die folgenden Spruch vor sich hin murrte: Wer mit einem Weibe spricht, Der wird von einem Weibe betrogen, wer mit zwei Weibern spricht, Der wird von zwei betrogen, und wer mit drei Weibern spricht, Der wird von drei betrogen.

Holla! rief zornig der Schwertfeger, du häßlicher, armseliger Vogel mit deiner häßlichen, armseligen Weisheit, die man von jedem bucklichten Bettler für einen Pfennig kaufen könnte! Das ist alter, abgestandener Leumund. Du würdest die Weiber weit besser beurtheilen, wenn du hübsch und lustig wärest wie wir, oder wenn du gar unsere Bräute kenntest, die so schön sind wie die Sonne und so treu wie Gold!

Hierauf machten sich die drei Gesellen auf den Rückweg, und nachdem sie, lustig pfeifend und trillernd, einige Zeit lang gewandert, befanden sie sich wieder Angesichts des Felsenschlosses, und mit ausgelassener Fröhlichkeit sangen sie das Schelmenlied:

Riegel auf, Riegel zu,
Feins Liebchen, was machst du?
Schläfst du oder wachst du?
Weinst du oder lachst du?

Während nun die jungen Gesellen solchermaßen jubilierend vor dem Schlossthore standen, öffneten sich über demselben drei Fensterchen, und aus jedem guckte ein altes Mütterchen heraus; alle drei langnasig und triefäugig, wackelten sie vergnügt mit ihren greisen Köpfen, und sie öffneten ihre zahnlosen Mäuler und sie kreischten: Da unten sind ja unsere holden Bräutigame! Wartet nur, ihr holden Bräutigame, wir werden euch gleich das Thor öffnen und euch mit Küssen bewillkommnen, und ihr sollt jetzt das Lebensglück genießen in den Armen der Liebe!

Die jungen Gesellen, zu Tode bestürzt, warteten nicht so lange, bis die Pforten des Schlosses und die Arme ihrer Bräutchen und das Lebensglück, das sie darin genießen sollten, sich ihnen öffneten; sie nahmen auf der Stelle Reißaus, liefen über Hals und über Kopf, und machten so lange Beine, dass sie noch desselben Tags in der Stadt Lorch anlangten. Als sie hier des Abends in der Schenke beim Weine saßen, mussten sie manchen Schoppen

leeren, ehe sie sich von ihrem Schrecken ganz erholt. Der Schwertfeger aber fluchte hoch und theuer, daß die Eule der klügste Vogel der Welt sei und mit Recht für ein Sinnbild der Weisheit gelte.

Ich habe diese Erzählung dem Märchen von den drei Spinnerinnen angereiht. Nach der Meinung einiger gelehrten Hellenisten sind Letztere die drei Parzen; allein unsere patriotischen Alterthumsforscher, welche für Alles, was nach klassischen Studien aussieht, wenig eingenommen sind, vindicieren diese drei Frauen der skandinavischen Mythologie und behaupten, es seien die drei Nornen. Diese beiden Hypothesen könnten auch auf die drei Frauen des Wisperthals Anwendung finden. Es ist schwierig, das Wesen der skandinavischen Nornen genau zu bestimmen. Man kann sie für Eins und Dasselbe mit den Walküren halten, von denen ich schon gesprochen. Die Sagas der isländischen Dichter erzählen uns von diesen Walküren die wunderbarsten Dinge. Bald reiten sie in den Lüften über dem Getümmel der Schlacht, deren Loos sie entscheiden; bald sind sie Amazonen, welche Schildjungfrauen genannt werden und für ihre Liebhaber kämpfen; bald erscheinen sie unter der Gestalt jener Schwanenjungfrauen, von denen ich oben einige Züge mitgetheilt. Es herrscht in diesen Traditionen eine

Verworrenheit, die so neblicht ist wie der Himmel des Nordens. Eine derartige Walküre war die starke Sigrun; in der Saga, die von ihr redet, finden wir eine rührende Episode, die an Bürger's „Lenore“ erinnert. Aber Letztere erscheint matt im Vergleich mit der Heldin des skandinavischen Gedichtes. Ich gebe nachstehend einen Auszug dieser Saga.

König Sigmund, der Sohn Wölsung's, hatte Borghild von Bralund zur Gemahlin, und sie nannten ihren Sohn Helgi, nach Helgi, dem Sohne Sorward's. Sigmund und die Mannen seines Geschlechts nannten sich Wölsungen. — Hunding war der König eines reichen Landes, das nach ihm Hundland hieß; er war ein großer Krieger und der Vater zahlreicher Söhne, die zum Kampf ausgezogen. Der König Hunding und der König Sigmund lebten miteinander in Feindschaft und Krieg, und tödteten einander gegenseitig ihre Freunde, — Granmar war der Name eines mächtigen Königs, der auf einer Anhöhe, Swarinshöh genannt, residierte; er hatte viele Söhne, von welchen der Eine Hodbrodd, der Andere Gudmund und der Dritte Starkoddr hieß. Hodbrodd wohnte der Königsversammlung bei, und ward mit Sigrun, der Tochter Högni's, verlobt. Als aber Diese hievon Kunde erhielt, schwang sie sich mit den Walküren aufs

Roſs, und durchſchweifte die Lüfte und das Meer, um Helgi aufzuſuchen. Helgi befand ſich damals zu Logafjäll; er hatte gegen Hunding's Söhne gekämpft, hatte Alf, Eiolf, Hagbard und Herward getödtet, und ermüdet von der Schlacht ruhte er unter der Adlerklippe aus. Dort fand ihn Sigrun; ſie fiel ihm um den Hals, umarmte ihn (unter ihrem Helm) und ſprach: „Mein Vater hat mich mit dem böſen Sohne Granmar's verlobt, aber ich habe ihn tapfer wie den Sohn einer Katze genannt. In wenigen Nächten wird der Fürſt kommen, wenn du ihn nicht auf das Schlachtfeld lockſt, und die Königstochter entführſt.“ Da fühlte ſich der Held von Liebe zu der Jungfrau ergriffen; aber Sigrun hatte den Sohn Sigmund's ſchon leidenſchaftlich geliebt, bevor ſie ihn geſehen. Die Tochter Högni's folgte daher ihrem Herzen, indem ſie ſagte, daſs ſie Helgi's Liebe bedürfe. „Aber,“ fuhr Sigrun fort, „ich ſehe, o Prinz, den Zorn der Freunde unſeres Hauſes voraus, weil ich den liebſten Wunſch meines Vaters vereitelt habe.“ Helgi antwortete: „Kümmere dich nicht um den Zorn Högni's, noch um den Groll deines Stammes; du wirſt bei mir wohnen, Jungfrau; du biſt, wie ich ſehe, von edler Herkunft.“ Helgi verſammelte eine große Zahl Krieger und hieß ſie zu Schiff ſteigen, und fuhr mit

ihnen gen Frekastein; auf dem Meere wurden sie von einem heftigen Sturm überfallen, der sie in Lebensgefahr brachte, die Blitze zuckten rings am Himmel, der Strahl fuhr hinab und traf ihre Schiffe. Da sahen sie neun Walküren in den Lüften reiten, und sie erkannten Sigrun; bald legte sich das Unwetter, und sie erreichten wohlbehalten das Ufer. Die Söhne Granmar's lagerten auf einem Berge, als die Schiffe ans Land kamen. Gudmund warf sich auf sein Pferd und ritt zum Meere hinab, um die Ankömmlinge in Augenschein zu nehmen. Da zogen die Wölsungen ihre Segel auf, und Gudmund frug: „Wer ist der König, der über diese Flotte gebeut und dies furchtbare Heer in unser Land führt?" Der Sohn Sigmund's antwortete ihm stolz und herausfordernd, und Gudmund kehrte mit der Kriegsbotschaft zurück. Alsbald sammelten die Söhne Granmar's ein Heer, in welchem sich viele Könige befanden, sowie auch Högni, der Vater Sigrun's, und seine Söhne Bragi und Dag. Und es kam zu einer großen Schlacht, in der alle Söhne Granmar's und alle ihre Heeresobersten fielen, ausgenommen Dag, den Sohn Högni's, welcher Frieden schloss und den Wölsungen Treue schwor. Sigrun ging über das Schlachtfeld und fand Hodbrodd, der im Sterben lag. Sie sprach: „Niemals,

o König Hodbrodd, wird Sigrun von Sewafjäll in deinen Armen ruhn; dein Leben ist verfallen. Bald wird die Wolfstatze die Söhne Granmar's zerfleischen.“ Dann ging sie wieder zu Helgi und war voller Freude; der junge Krieger sprach zu ihr: „Leider, o Alwitr (die Allwissende, einer der Namen, die man den Walküren gab), leider ist nicht Alles nach deinen Wünschen gegangen, aber die Nornen lenken unsre Schicksale; Bragi und Högni sind heute Morgen bei Frekastein gefallen — ich war ihr Mörder. Und Starkoddr fiel bei Styrkleif, und bei Hlebjorg fielen Hrollang's Söhne; der Eine von ihnen war der grimmste Held, den ich jemals gesehen; als sein Kopf abgehauen war, kämpfte noch immer sein Leib. Fast dein ganzes Geschlecht liegt jetzt am Boden, verwundet und todt; du hast in dieser Schlacht Nichts gewonnen; es war dir vorherbestimmt, nur durch Kämpfe die Erfüllung deiner Wünsche zu erreichen.“ Da vergoß Sigrun Thränen, und Helgi sprach: „Tröste dich, Sigrun, du warst unsere Hilde (eine Kriegsgöttin, die zum Kampf anfeuerte); die Könige selbst entgehen nicht ihrem Schicksal!“ Sie antwortete: „Ach, könnte ich Die, welche todt sind, wieder beleben, zugleich aber in deinen Armen ruhn!“

Helgi nahm Sigrun zum Weibe, und sie schenkte ihm Söhne. Helgi lebte nicht lange. Dag, der Sohn Högni's, brachte Odin Opfer dar und bat ihn um Beistand, seinen Vater zu rächen, und Odin lieh ihm seine furchtbare Lanze. Dag fand seinen Schwager in der Gegend, welche Fjöturland heißt, und er durchbohrte ihn mit der Lanze Odin's. So fiel Helgi; aber Dag ritt sofort nach Sewafjäll und brachte Sigrun die Nachricht von dem Tode ihres geliebten Helden. „Meine Schwester, ich bin genöthigt, dir eine traurige Botschaft zu verkünden. Ich muss dich Thränen vergießen machen; ein König ist heute Morgen in Fjöturland gefallen, ein König, welcher der beste von allen auf Erden war, und dessen Haupt hoch über dem der tapfersten Krieger emporragte." Sigrun rief aus: „Möge dein Herz durchbohrt werden von allen Eiden, die du Helgi bei der Lichtwelle Leiptr's (der Fluss der Unterwelt) und bei der Eisklippe geschworen hast, die von seinen Wassern bespült wird! Möge nie ein Schiff unter dir dahingleiten, das ein günstiger Wind treibt; möge nie ein Schlachtross dich forttragen, würdest du auch von deinen grausamsten Feinden verfolgt! Möge das Schwert, das du schwingst, seine Schneide verlieren, wenn es dir nicht selbst um das Haupt pfeift! O, könn-

test du, um den Tod Helgi's an dir gerächt zu sehn, in einen Wolf verwandelt werden und im Walde leben, jedes Guts, jeder Freude und jeder Nahrung beraubt, wenn du nicht zwischen Leichen umherspringst!" Dag erwiderte: „Du rasest, meine Schwester, und es ist Wahnsinn, deinem Bruder zu fluchen. Odin allein war Ursache all dieses Unglücks; er warf Zwietrachtsrunen zwischen die nächsten Verwandten. Dein Bruder bietet dir jetzt die rothen Ringe der Versöhnung, er bietet dir alles Land von Wlandilswe und Wigdali; nimm, o Weib mit den Ringen geschmückt, nimm für dich und deinen Sohn die Hälfte des Reiches zum Ersatz für deinen Schmerz!" Sigrun sprach: „Nimmer werde ich glücklich in Sewafjäll thronen, noch mich des Lebens erfreuen bei Nacht oder bei Tag, wenn der Glanz meines Helden nicht an der Pforte des Grabes erscheint, und wenn das Streitroß meines Königs, Wigblör mit den goldenen Zügeln, sich nicht unter ihm bäumt, auf daß ich ihn erfassen und ihn in meine Arme drücken kann. So erschreckt flohen vor Helgi alle seine Feinde und ihre Freunde, wie vor dem Wolf die aufgescheuchten Bergziegen entfliehen. So hoch ragte Helgi unter den Helden hervor, wie die Edelesche unter den Brombeeren hervorragt, oder wie der thaubenetzte Damhirsch alle

anderen Thiere übertrifft und seine glänzenden Hörner gen Himmel erhebt!“

Ein Grabhügel ward über Helgi errichtet; und als er nach Walhall kam, bot ihm Odin an, mit ihm seine Herrschaft über das Weltall zu theilen. Und Helgi sprach, Hunding erblickend: „Du, Hunding, wirst alle Tage, bevor du zu Bette gehst, jedem Manne sein Fußbad bereiten, du wirst das Feuer anzünden, die Hunde koppeln, die Pferde besorgen und den Schweinen ihr Futter geben!“

Die Magd Sigrun's ging Abends am Grabhügel Helgi's vorüber, und siehe, sie sah Helgi mit einem zahlreichen Gefolge von Kriegern die Höhe hinanreiten. Die Magd sagte: „Sind es nur Trugbilder, die meinen Augen erscheinen, oder ist das Ende der Welt da? Todte Männer kommen geritten; mit den Sporen treibt ihr eure Streitrosse an. Ist die Rückkehr den Helden gewährt?“ Helgi sprach: „Es sind keine Trugbilder, die deinen Augen erscheinen, und das Ende der Welt ist auch noch nicht da, obgleich du uns siehst und wir mit den Sporen unsere Streitrosse antreiben, aber die Rückkehr ist den Helden gewährt.“ Die Magd ging eilig nach Hause und sprach zu Sigrun: „Geh auf den Hügel, Sigrun von Sewafjäll, wenn es dich verlangt, den Fürsten der Völker zu finden; das Grab

hat sich geöffnet, Helgi ist gekommen, seine Wunden bluten; er ladet dich ein, sie zu stillen und sie zu heilen. Sigrun eilte zum Hügel, trat zu Helgi und sprach: „Wie froh bin ich, dich wiederzusehn! so froh wie Odin's fraßgierige Geier, wenn sie den Geruch von Leichnamen wittern, oder, von Thau befeuchtet, die Morgenröthe heraufsteigen sehn. Zuerst will ich dich umarmen, todter König, ehe du dein blutiges Panzerhemd ablegst. O Helgi, dein Haar ist weiß geworden vom Reif, du bist überall von dem Thau der Todten (das Blut) bedeckt, und deine Hände sind kalt wie Eis. Wie vermag ich, o König, deinen Leiden Linderung zu verschaffen?" Helgi antwortete: „Du allein, Sigrun von Sewafjäll, bist Ursache, daß Helgi vom Thau des Unglücks benetzt ist; allabendlich, ehe du einschläfst, o Königin mit Gold und Edelsteinen geschmückt, vergießest du lange Zeit bittere Thränen. Jede deiner Thränen ist blutend auf meine Brust gefallen, auf meine eisige und schmerzzerschlagene Brust! Aber wir trinken noch mit einander den Saft der Wonnen, wenn wir auch jede Freude und jegliches Gut verloren; ja, daß Niemand ein Trauerlied anstimme, wenn er auch klaffende Wunden auf meiner Brust sieht! Frauen weilen jetzt bei uns im Verborgenen, Königsfrauen bei uns, den Todten!" Sigrun bereitete

ein Bett in dem Hügel: „Hier ist ein Bett der Ruhe und frei von Sorgen, das ich für dich bereitet habe, o Helgi, Sohn Wölsung's! Ich will schlafen in deinen Armen, o König, wie ich es gethan, als du lebtest!“ Helgi sprach: „Jetzt behaupte ich, daſs Nichts unglaublich ist früh oder spät in Sewafjäll, da du, hehre Tochter Högni's von königlichem Stamme, in meinen leblosen Armen ruhst, du, die noch unter den Lebenden weilet! — Aber es ist Zeit, daſs ich meinen Lichtweg wieder wandle, und mein bleiches Streitroſs seinen Luftpfad wieder antrete, den das Morgenroth schon zu erhellen beginnt; denn ich muſs westwärts von der Windhjalm-Brücke (der Regenbogen) sein, ehe Salgofuir (der Hahn) das Volk der Sieger weckt.“ — Helgi und sein Gefolge ritten auf ihren Streitrossen fort, und die Frauen kehrten zu ihrer Wohnung zurück. Am folgenden Tag gegen Abend ließ Sigrun ihre Magd am Grabhügel Wacht halten. Aber bei Sonnenuntergang, als Sigrun zum Hügel kam, sagte sie: „Um diese Stunde würde der Sohn Sigmund's von Odin's Hallen gekommen sein, wenn er heute zu kommen gedächte. Meine Hoffnung erlischt, den Helden wieder erscheinen zu sehn, denn die Adler lassen sich schon nieder auf den Zweigen der Esche, und alle Welt beeilt sich, in das Reich der Träume

einzugehn.“ Die Magd erwiderte: „Sei nicht so tollkühn, o Tochter der Skjoldunger, dich allein in die Wohnungen der Geister zu begeben; in der Nacht sind die Todten mächtiger als in der Helle des Tages.“ — Sigrun lebte nicht lange in Leid und in Gram.

Hier endigt die Sage, aber der Erzähler fügt auf eigene Verantwortung die Worte hinzu:

Es herrschte in alten Zeiten der Glaube an die Wiedergeburt der Menschen; allein in unseren Tagen nennt man Das ein Ammenmärchen. Man berichtet von Helgi und Sigrun, daſs sie zum zweiten Mal lebten; er hieß nachmals Helgi, der Held von Haddjugia, und Sigrun hieß Kara, die Tochter Halfdan's, und sie war eine Walküre.

Ich gebe noch den Anfang einer andern skandinavischen Sage, die Wölundurs-Saga genannt, weil daraus ein recht deutlicher Beweis der Verwandtschaft oder gar der Identität der Walküren mit den drei Spinnerinnen und den Schwanenjungfrauen hervorzugehen scheint, von denen ich vorhin gesprochen. Es heißt dort:

Nidhudur war der Name eines Königs in Swithiod (Schweden); er war der Vater zweier Söhne und einer Tochter, Namens Baudwildur. — Und er hatte in Finnland drei Brüder, Söhne des

Königs in diesem Lande, von denen der älteste Slagfidr, der zweite Egil und der dritte Wölundur hieß; sie zogen aus, ihre Herden zu weiden, und sie kamen nach Ulfdalir (das Wolfsthal), wo sie sich Hütten bauten. Dort war ein See, Namens Ulfsjar (der Wolfssee), und am Ufer dieses Wassers fanden die Königssöhne eines Morgens zu sehr früher Stunde drei Frauen sitzen, welche Flachs spannen und ihre Schwanengewänder neben sich auf die Erde gelegt hatten. Es waren Walküren, und zwei von ihnen waren Töchter des Königs Landwer; sie hießen, die Eine Hladgur Swanhvit (Schwanenweiß) und die Andere Hervoer Alwitr (die Allwissende); aber die Dritte war Aulrun, die Tochter Kjar's von Walland. Die drei Brüder führten sie heim, und Egil nahm Aulrun, Slagfidr Swanhvit und Wölundur Alwitr zur Gemahlin. Sie blieben sieben Winter beisammen, aber im achten Jahre entflogen die Frauen, um bei Kämpfen zugegen zu sein, und sie kamen nimmer zurück. Egil zog fort, um Aulrun zu suchen, und Slagfidr suchte seine Swanhvit, aber Wölundur blieb in Ulfdalir. Er war, nach dem Bericht alter Sagen, der geschickteste Mann in seiner Kunst. Er fasste kostbare Perlen in edles Gold, und er reihte all' seine Ringe auf ein Bastseil. So erwartete er die Rückkehr seiner hehren

Gemahlin. — Als Nidhudur, der König von Swithiod, erfuhr, daß Wölundur allein in Ulfdalir sei, zog er nächtlicher Weile aus mit seinen Mannen; ihre Rüstungen waren fest gefügt, und ihre Schilde glänzten im Mondenschein. Bei der Wohnung Wölundur's angelangt, überfielen sie den Königssohn und knebelten ihn während seines Schlafes, und Nidhudur führte ihn mit sich fort. U. s. w.

Ich habe in diesen Blättern immer nur flüchtig ein Thema berührt, welches zu den interessantesten Betrachtungen einen bändereichen Stoff bieten könnte, nämlich die Art und Weise, wie das Christenthum die altgermanische Religion entweder zu vertilgen oder in sich aufzunehmen suchte, und wie sich die Spuren derselben im Volksglauben erhalten haben. Wie jener Vertilgungskrieg geführt wurde, ist bekannt. Da, wo die christlichen Priester nicht durch geschickte Mirakel die Priester des Heidenthums zu verdrängen vermochten, kam ihnen das Schwert der weltlichen Gewalt willfährig zu Hilfe. Die meisten Bekehrungen wurden durch christliche Prinzessinnen vollbracht, welche den heidnischen Anführer heiratheten, und es giebt Jahrhunderte, wo die ganze Kirchengeschichte nur eine Heirathschronik ist. Wenn das Volk, gewohnt an den ehemaligen Naturdienst, auch nach der Bekehrung für gewisse Orte eine

verjährte Ehrfurcht bewahrte, so suchte man solche Sympathie entweder für den neuen Glauben zu benutzen, oder als Antriebe des bösen Feindes zu verschreien. Bei jenen Quellen, die das Heidenthum als göttlich verehrte, baute der christliche Priester sein kluges Kirchlein, und er selber segnete jetzt das Wasser und exploitierte dessen Wunderkraft. Es sind noch immer die alten lieben Brünnlein der Vorzeit, wohin das Volk wallfahrtet, und wo es gläubig seine Gesundheit schöpft, bis auf heutigen Tag. Die heiligen Eichen, die den frommen Äxten widerstanden, wurden verleumdet; unter diesen Bäumen, hieß es jetzt, trieben die Teufel ihren nächtlichen Spuk und die Hexen ihre höllische Unzucht. Aber die Eiche blieb dennoch der Lieblingsbaum des deutschen Volkes, die Eiche ist noch heut zu Tage das Symbol der deutschen Nationalität selber: es ist der größte und stärkste Baum des Waldes; seine Wurzel dringt bis in die Grundtiefe der Erde; sein Wipfel, wie ein grünes Banner, flattert stolz in den Lüften; die Elfen der Poesie wohnen in seinem Stamme; die Mistel der heiligsten Weisheit rankt an seinen Ästen; nur seine Früchte sind kleinlich und ungenießbar für Menschen.

In den altdeutschen Gesetzen, vorzüglich der Alemannen, giebt's jedoch noch viele Verbote, daß

man bei den Flüssen, den Bäumen und Steinen nicht seine Andacht verrichten solle, in ketzerischem Irrwahn, dass eine Gottheit darin wohne. Karl der Große musste in seinen Kapitularien ausdrücklich befehlen, man solle nicht opfern bei Steinen, Bäumen, Flüssen; auch solle man dort keine geweihten Kerzen anzünden*).

Diese drei, Steine, Bäume und Flüsse, erscheinen als Hauptmomente des germanischen Kultus, und damit korrespondiert der Glaube an Wesen, die in den Steinen wohnen, nämlich Zwerge, an Wesen, die in den Bäumen wohnen, nämlich Elfen, und an Wesen, die im Wasser wohnen, nämlich Nixen. Will man einmal systematisieren, so ist diese Art weit zweckmäßiger, als das Systematisieren nach den verschiedenen Elementen, wo man, wie Paracelsus, noch für das Feuer eine vierte Klasse Elementargeister, nämlich die Salamander, annimmt. Das Volk aber, welches immer systemlos, hat nie Etwas von Dergleichen gewusst, und ich bin überzeugt, dass der Glaube an Feuergeister nur dem Paracelsus selbst seine Entstehung verdankte. Es giebt unter dem Volke eigentlich nur die Sage von einem Thiere,

*) Der letzte Halbsatz fehlt in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

welches im Feuer leben könne und Salamander heiße. Alle Knaben sind eifrige Naturforscher, und als kleiner Junge habe ich es mir mal sehr angelegen sein lassen, zu untersuchen, ob die Salamander wirklich im Feuer leben können. Als es einst meinen Schulkameraden gelungen, ein solches Thier zu fangen, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als dasselbe in den Ofen zu werfen, wo es erst einen weißen Schleim in die Flammen spritzte, immer leiser zischte und endlich den Geist aufgab. Dieses Thier sieht aus wie eine Eidechse, ist aber safrangelb, etwas schwarz gesprenkelt, und der weiße Saft, den es im Feuer von sich giebt, und womit es vielleicht manchmal die Flamme löscht, mag den Glauben veranlasst haben, dass es in den Flammen leben könne.

Die feurigen Männer, die des Nachts umherwandeln, sind keine Elementargeister, sondern Gespenster von verstorbenen Menschen, todten Wucherern, unbarmherzigen Amtmännern und Bösewichtern, die einen Grenzstein verrückt haben. Die Irrwische sind auch keine Geister. Man weiß nicht genau, was sie sind; sie verlocken den Wanderer in Moorgrund und Sümpfe. Die Engländer nennen sie Will with a wisp oder wohl auch Jack with a lantern. Wie gesagt, eine ganze Klasse Feuer-

geister, wie Paracelsus sie beschreibt, kennt das Volk nicht*). Es spricht höchstens nur von einem einzigen

*) Der obige Satz steht in den französischen Ausgaben zu Anfang dieses Absatzes. Statt der nachfolgenden Zeilen findet sich dort die Stelle:

„Was die echten Feuergeister betrifft, d. h. Die, welche im Feuer zu leben vermögen, so giebt es Deren vielleicht nur zwei, nämlich Gott und den Teufel.

Da man in unserm Frankreich Wenig von diesen beiden Widersachern weiß, oder von ihnen nur dunkle Erinnerungen hat, werdet ihr vielleicht neugierig sein, zu erfahren, was der Volksglaube in Deutschland darüber meldet.

Dass Gott ein Feuergeist sei, behaupten schon die alten Philosophen, z. B. Porphyrius, nach welchem unsre Seele nur ein Ausfluss der Feuerseele Gottes ist. Die alten Magier haben das Feuer als die Gottheit selbst verehrt. Moses sah Jehovah im feurigen Busche . . . Wäre er nicht ein Feuergeist, wie hätte er sich dort aufhalten können? Die gewichtigste Autorität ist die des kleinen Mädchens, dem die Muttergottes erlaubt hatte, im Himmel umherzugehn. Nachdem die Kleine zwölf große Zimmer gesehn hatte, in deren jedem ein Apostel wohnte, kam sie endlich zu einer Kammer, in welche einzutreten die Muttergottes ihr streng verboten hatte. Aber sie vermag ihrer Neugier nicht zu widerstehen, sie öffnet die Thür, und was erblickt sie? Die heilige Dreieinigkeit inmitten eines hellstrahlenden rothen Feuers.

Der Teufel muss ein Feuergeist sein; wie könnte er es sonst in der Hölle aushalten? Aber während der liebe Gott das Feuer verträgt, weil er selbst ein feuriger Geist ist, hält

Feuergeist, und Das ist kein Anderer als Lucifer, Satan, der Teufel. In alten Balladen erscheint er unter dem Namen der Feuerkönig, und im Theater, wenn er auftritt oder abgeht, fehlen nie die obligaten Flammen. Da er also der einzige Feuergeist ist und uns für eine ganze Klasse solcher Geister schadlos halten muss, wollen wir ihn näher besprechen.

In der That, wenn der Teufel kein Feuergeist wäre, wie könnte er es dann in der Hölle aushalten? Er ist ein Wesen von so kalter Natur, dass er sogar nirgend anders als im Feuer sich behaglich fühlen kann. Über diese kalte Natur des Teufels haben sich alle die armen Frauen beklagt, die mit ihm in nähere Berührung gekommen. Merkwürdig übereinstimmend sind in dieser Hinsicht die Aussagen der Hexen, wie wir sie in den Hexenprocessen aller Lande*) finden können. Diese Damen, die ihre fleischlichen Verbindungen mit dem Teufel eingestanden, sogar auf der Folter, erzählen immer von der Kälte seiner Umarmungen; eiskalt, klagten

---

der Teufel dasselbe vortrefflich aus, weil er von so kalter Natur ist, dass er sich nur im Feuer behaglich fühlt."

Der Herausgeber.

*) „und besonders in den Werken des Kriminalisten Carpzow" steht in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

sie, waren die Ergüsse dieser teuflischen Zärtlichkeit*). Er erschien ihnen gewöhnlich im Gewand eines Höflings, mit einer rothen Feder auf dem Kopfe.

Der Teufel ist kalt, selbst als Liebhaber. Aber häſslich ist er nicht; denn er kann ja jede Gestalt annehmen. Nicht selten hat er sich ja auch mit weiblichem Liebreiz bekleidet, um irgend einen frommen Klosterbruder von seinen Bußübungen abzuhalten oder gar zur sinnlichen Freude zu verlocken. Bei Anderen, die er nur schrecken wollte, erschien er in Thiergestalt, er und seine höllischen Gesellen. Besonders wenn er vergnügt ist und viel geschlemmt und gebechert hat, zeigt er sich gern als ein Vieh. Da war ein Edelmann in Sachsen, Der hatte seine Freunde eingeladen zu einem Gastmahl. Als nun der Tisch gedeckt und die Stunde der Mahlzeit gekommen und Alles zugerichtet war, fehlten ihm seine Gäste, die sich Einer nach dem Andern entschuldigen ließen. Darob zornig, entfuhren ihm die Worte: „Wenn kein Mensch kommen will, so mag der Teufel bei mir essen mit der ganzen Hölle!“ und er ver-

---

*) Der letzte Halbsatz lautet in der ältesten französischen Ausgabe: „besonders aber klagen sie darüber, daſs seine Nase eiskalt und gar zu stumpf sei.“

Der Herausgeber.

ließ das Haus, um seinen Unmuth zu verschmerzen. Mittlerweile kommen in den Hof hereingeritten große und schwarze Reiter, und heißen des Edelmanns Knecht seinen Herrn suchen, um ihm anzuzeigen, daſs die zuletzt geladenen Gäste angelangt seien. Der Knecht, nach langem Suchen, findet endlich seinen Herrn, kehrt mit Diesem zurück, haben aber Beide nicht den Muth, ins Haus hineinzugehn. Denn sie hören, wie drinnen das Schlemmen, Schreien und Singen immer toller wird, und endlich sehen sie, wie die besoffenen Teufel in der Gestalt von Bären, Katzen, Böcken, Wölfen und Füchsen aus offene Fenster treten, in den Pfoten die vollen Becher oder die dampfenden Teller, und mit glänzenden Schnauzen und lachenden Zähnen heruntergrüßend.

Daſs der Teufel in Gestalt eines schwarzen Bockes dem Konvente der Hexen präsidiert, ist allgemein bekannt. Welche Rolle er in dieser Gestalt zu spielen pflegte, werde ich später berichten, wenn ich von Hexen und Zauberei zu reden habe. In dem merkwürdigen Buche, worin der hochgelahrte Georgius Godelmanus über dieses letztere Thema einen wahrhaften und folgebegründeten Bericht abstattet, finde ich auch, daſs der Teufel nicht

selten in der Gestalt eines Mönchs erscheint. Er erzählt folgendes Beispiel:

„Als ich in der berühmten hohen Schule zu Wittenberg die Rechte studierte, gedenkt mir noch wohl, etlichemal von meinen Lehrmeistern daselbst gehört zu haben, daſs vor Luther's Thür gekommen sei ein Münch, welcher heftig an der Thüre geklopft, und wie ihm der Diener aufthat und fragte, was er wollte, da fraget der Münch, ob der Luther daheim wäre. Als Lutherus die Sache erfuhr, ließ er ihn herein gehen, weil er nun eine gute Weile keinen Münch gesehen hatte. Da Dieser hineinkam, sprach er, er habe etliche papistische Irrthümer, derwegen er sich gern mit ihm besprechen wollte, und er legte ihm einige Syllogismos und Schulreden für, und da sie Luther ohne Mühe auflöste, brachte er andere, die nicht so leicht aufzulösen waren, daher Lutherus, etwas bewegt, diese Worte entfahren ließ: Du machst mir viel zu schaffen, da ich doch Anderes zu thun hätte! und stund sobald auf und zeigte ihm in der Bibel die Erklärung der Frage, so der Münch vorbrachte. Und als er in demselbigen Gespräche vermerkte, daſs des Münchs Hände nicht ungleich wären Vogelsklauen, sprach er: Bist du nicht Der? Halt, höre zu, dieses Urtheil ist wider dich gefällt! und zeigte ihm sobald den Spruch in Genesi,

dem ersten Buche Mosis: Des Weibes Samen wird der Schlange den Kopf zertreten. Da der Teufel mit diesem Spruch überwunden, ward er zornig und ging murrend davon, warf das Schreibzeug hinter den Ofen, und verbreitete einen Duft, dessen die Stube noch etliche Tage übel roch*)."

In der vorstehenden Erzählung bemerkt man eine Eigenthümlichkeit des Teufels, die sich schon frühe kundgab und bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Es ist nämlich seine Disputiersucht, seine Sophistik, seine „Syllogismen." Der Teufel versteht sich auf Logik, und schon vor achthundert Jahren hat der Papst Sylvester, der berühmte Gerbert, Solches zu seinem Schaden erfahren. Dieser hatte nämlich, als er zu Cordova studierte, mit Satan einen Bund geschlossen, und durch seine höllische Hilfe lernte er Geometrie, Algebra, Astronomie, Pflanzenkunde, allerlei nützliche Kunststücke, unter anderen die Kunst, Papst zu werden. In Jerusalem sollte vertragsmäßig sein Leben enden. Er hütete sich wohl hinzugehen. Als er aber einst in einer Kapelle zu Rom Messe las, kam der Teufel, um ihn abzuholen, und indem der Papst sich da-

*) In den französischen Ausgaben fehlen die drei folgenden Absätze.

Der Herausgeber.

gegen sträubt, beweist ihm Jener, dass die Kapelle, worin sie sich befänden, den Namen Jerusalem führe, dass die Bedingungen des alten Bündnisses erfüllt seien, und dass er ihm nun zur Hölle folgen müsse. Und der Teufel holte den Papst, indem er ihm lachend ins Ohr flüstert:

Tu non pensavi qu'io loico fossi!

(Dante, Inferno c. 28).

„Du dachtest nicht daran, dass ich ein Logiker bin!"

Der Teufel versteht Logik, er ist Meister in der Metaphysik, und mit seinen Spitzfindigkeiten und Ausdeuteleien überlistet er alle seine Verbündeten. Wenn sie nicht genau aufpassten und den Kontrakt später nachlasen, fanden sie zu ihrem Erschrecken, dass der Teufel, anstatt Jahre, nur Monate oder Wochen oder gar Tage geschrieben, und er kommt ihnen plötzlich über den Hals und beweist ihnen, dass die Frist abgelaufen. In einem der älteren Puppenspiele, welche das Satansbündnis, Schandleben und erbärmliche Ende des Doktor Faustus vorstellen, findet sich ein ähnlicher Zug. Faust, welcher vom Teufel die Befriedigung aller irdischen Genüsse begehrte, hat ihm dafür seine Seele verschrieben und sich anheischig gemacht, zur Hölle zu fahren, sobald er die dritte Mordthat

begangen habe. Er hat schon zwei Menschen getödtet und glaubt, ehe er zum drittenmale Jemanden umbringe, sei er dem Teufel noch nicht verfallen. Dieser aber beweist ihm, daſs eben sein Teufelsbündnis, sein Seelentodschlag, als dritte Mordthat zähle, und mit dieser verdammten Logik führt er ihn zur Hölle. Wie weit Goethe in seinem Mephisto jenen Charakterzug der Sophistik exploitiert hat, kann Jeder selbst beurtheilen. Nichts ist ergötzlicher als die Lektüre von Teufelskontrakten, die sich aus der Zeit der Hexenprocesse erhalten haben, und worin der Kontrahent sich vorsichtig gegen alle Chikanen verklausuliert und alle Stipulationen aufs ängstlichste paraphrasiert.

Der Teufel ist ein Logiker. Er ist nicht bloß der Repräsentant der weltlichen Herrlichkeit, der Sinnenfreude, des Fleisches, er ist auch Repräsentant der menschlichen Vernunft, eben weil diese alle Rechte der Materie vindiciert; und er bildet somit den Gegensatz zu Christus, der nicht bloß den Geist, die ascetische Entsinnlichung, das himmlische Heil, sondern auch den Glauben repräsentiert. Der Teufel glaubt nicht, er stützt sich nicht blindlings auf fremde Autoritäten, er will vielmehr dem eignen Denken vertrauen, er macht Gebrauch von der Vernunft! Dieses ist nun freilich etwas Entsetzliches, und mit

Recht hat die römisch-katholisch-apostolische Kirche das Selbstdenken als Teufelei verdammt und den Teufel, den Repräsentanten der Vernunft, für den Vater der Lüge erklärt.

Über die Gestalt des Teufels lässt sich in der That nichts Genaues angeben. Die Einen behaupten, wie ich schon erwähnt, er habe gar keine bestimmte Gestalt und könne sich in jeder beliebigen Form producieren. Dieses ist wahrscheinlich. Finde ich doch in der Dämonomagie von Horst, dass der Teufel sich sogar zu Salat machen könne. Eine sonst ehrbare Nonne, die aber ihre Ordensregeln nicht genau befolgte und sich nicht oft genug mit dem heiligen Kreuze bezeichnete, aß einmal Salat. Kaum hatte sie ihn gegessen, als sie Regungen empfand, die ihr sonst fremd waren und sich keineswegs mit ihrem Stande vertrugen. Es wurde ihr jetzt gar sonderbar zu Muth jedes Abends im Mondschein, wenn die Blumen so stark dufteten und die Nachtigallen so schmelzend und schluchzend sangen. Bald darauf machte ein angenehmer Junggeselle mit ihr Bekanntschaft. Nachdem Beide mit einander vertrauter geworden, fragte sie der schöne Jüngling einmal: „Weißt du denn auch, wer ich bin?“ Nein, sagte die Nonne mit einiger Bestürzung. „Ich bin

der Teufel," erwiderte Jener. „Erinnerst du dich nicht jenes Salates? Der Salat Das war ich!"

Manche behaupten, der Teufel sehe immer wie ein Thier aus, und es sei nur eitel Täuschung, wenn wir ihn in einer anderen Gestalt erblicken. Etwas Cynisches hat der Teufel freilich, und diesen Charakterzug hat Niemand besser beleuchtet wie unser Dichter Wolfgang Goethe. Ein anderer deutscher Schriftsteller, der in seinen Mängeln eben so großartig ist wie in seinen Vorzügen, jedenfalls aber zu den Dichtern ersten Ranges gezählt werden muss, Herr Grabbe, hat den Teufel in jener Beziehung ebenfalls vortrefflich gezeichnet. Auch die Kälte in der Natur des Teufels hat er ganz richtig begriffen. In einem Drama dieses genialen Schriftstellers erscheint der Teufel auf Erden, weil seine Mutter in der Hölle schruppt; Letzteres ist eine bei uns gebräuchliche Art, die Zimmer zu reinigen, wobei das Estrich mit heißem Wasser übergossen und mit einem groben Tuche gerieben wird, so dass ein quiekender Misston und lauwarmer Dampf entsteht, der es einem vernünftigen Wesen unmöglich macht, unterdessen zu Hause zu bleiben; der Teufel muss deshalb aus der wohlgeheizten Hölle sich in die kalte Oberwelt hinaufflüchten, und hier, obgleich es ein heißer Juliustag ist, empfindet der arme Teufel

dennoch einen so großen Frost, dass er fast erfriert, und nur mit ärztlicher Hilfe aus dieser Erstarrung gerettet wird.

Wir sahen eben, dass der Teufel eine Mutter hat; Viele behaupten, er habe eigentlich nur eine Großmutter. Auch Diese kommt zuweilen zur Oberwelt, und auf sie bezieht sich vielleicht das Sprichwort: Wo der Teufel selbst Nichts ausrichten kann, da schickt er ein altes Weib. Gewöhnlich aber ist sie in der Hölle mit der Küche beschäftigt, oder sitzt in ihrem rothen Lehnsessel, und wenn der Teufel des Abends, müde von den Tagesgeschäften, nach Hause kommt, frisst er in schlingender Hast, was ihm die Mutter gekocht hat, und dann legt er seinen Kopf in ihren Schoß, und lässt sich von ihr lausen, und schläft ein. Die Alte pflegt ihm auch wohl dabei ein Lied vorzuschnurren, welches mit folgenden Worten beginnt:

Im Thume, im Thume,
Da steht eine Rosenblume,
Rose roth wie Blut.

Manche versichern, wenn das arme Kind nicht einschlafen kann, greift die gute Alte gewöhnlich zu dem Mittel, ihm die Berliner „evangelische Kirchenzeitung“ vorzulesen.

Der Haushalt des Teufels in der Hölle, woselbst er als Junggesell mit seiner Mutter lebt, bildet das vollständigste Gegenstück zu dem Haushalt Christi im Himmel. Dieser lebt droben gleichfalls als Junggesell mit seiner heiligen Mutter; die Himmelskönigin und die Engel sind seine Vertrauten, wie die Teufel die Vertrauten des Andern. Der Teufel und seine Diener sind schwarz; Christus und seine Engel sind weiß. In den Volksliedern des Nordens ist immer vom weißen Christus die Rede. Wir pflegen den Teufel den Schwarzen, den Fürsten der Finsternis zu nennen. Diesen beiden Persönlichkeiten, Christus und dem Teufel, hat unser Volk noch zwei andere ebenso unsterbliche, ebenso unzerstörbare Figuren, den Tod und den ewigen Juden, beigesellt. Das Mittelalter hat der modernen Kunst diese vier Typen als kolossale Personifikationen des Guten, des Bösen, der Zerstörung und der Menschheit hinterlassen. Den ewigen Juden, das wehmüthige Symbol der Menschheit, hat Keiner so tief aufgefasst, wie Edgar Quinet, einer der größten Dichter Frankreichs. Wir Deutsche, die jüngst seinen „Ahasverus" übersetzten, waren nicht wenig erstaunt, bei einem Franzosen eine so großartige Konception anzutreffen.

Vielleicht auch sind die Franzosen berufen, mit größtmöglicher Richtigkeit die Symbole des Mittelalters zu erklären. Die Franzosen sind längst aus dem Mittelalter herausgetreten, sie betrachten dasselbe mit Ruhe, und vermögen seine Schönheiten mit philosophischer oder artistischer Unparteilichkeit zu würdigen. Wir Deutsche stecken noch tief im Mittelalter, wir bekämpfen noch seine hinfälligen Vertreter; wir vermöchten es also nicht mit allzu großer Vorliebe zu bewundern. Wir müssen uns im Gegentheil in parteilichem Hasse ereifern, damit unsere Zerstörungskraft nicht gelähmt werde.

Ihr Franzosen mögt das Ritterthum bewundern und lieben. Es sind euch davon nur heitere Chroniken und eiserne Rüstungen geblieben. Ihr wagt Nichts dabei, eure Einbildungskraft solchergestalt zu erlustigen, eure Neugier zu befriedigen. Bei uns Deutschen aber ist die Chronik des Mittelalters noch nicht geschlossen; die neuesten Blätter sind noch feucht von dem Blut unserer Verwandten und Freunde, und jene funkelnden Harnische schützen noch den lebendigen Leib unserer Henker. Nichts hindert euch Franzosen, die alten gothischen Formen zu schätzen. Für euch sind die großen Kathedralen, wie Notre-Dame-de-Paris, nichts Anders als Denkmäler der Baukunst und Romantik; für uns sind

sie die furchtbarsten Festungen unsrer Feinde. Für euch sind Satan und seine höllischen Genossen nur Gebilde der Poesie; bei uns giebt es Schelme und Dummköpfe, welche sich abmühen, den Glauben an den Teufel und an höllischen Hexenfrevel wieder philosophisch zu begründen. Dass so Etwas in München geschieht, ist in der Ordnung; dass man aber im aufgeklärten Würtemberg eine Rechtfertigung der alten Hexenprocesse versucht, dass ein angesehener Schriftsteller, Herr Justinus Kerner, sich dort unterfangen hat, den Glauben an Besessene wieder zu beleben, Das ist ebenso betrübend als widerwärtig.

O schwarze Schelme und ihr Schwachköpfe aller Farben! vollendet euer Werk, erhitzt das Gehirn des Volkes durch den alten Aberglauben, treibt es auf die Bahn des Fanatismus! Ihr selbst werdet eines Tags seine Opfer sein; ihr werdet nicht dem Loose der ungeschickten Beschwörer entrinnen, die am Ende die Geister, welche sie heraufgerufen, nicht mehr beherrschen konnten und von ihnen in Stücke zerrissen wurden.

Vermag der Geist der Revolution etwa nicht durch die Vernunft das deutsche Volk aufzurütteln? ist es vielleicht die Aufgabe der Thorheit, dies große Werk zu vollenden? Wenn ihm das Blut einmal

siedend zu Kopfe steigt, wenn es sein Herz wieder schlagen fühlt, wird das Volk nicht mehr auf den frommen Singsang bairischer Scheinheiligen noch auf das mystische Geschwätz schwäbischer Fasler hören; sein Ohr wird nur noch die laute Stimme des Mannes vernehmen.

Wer ist dieser Mann?

Es ist der Mann, den das deutsche Volk erwartet, der Mann, welcher ihm endlich das Leben und das Glück verschaffen wird, das Glück und das Leben, nach denen es so lange in seinen Träumen geschmachtet. Was zögerst du noch, du, den die Greise mit so brennender Sehnsucht verkündet haben, du, den die Jugend so ungeduldig erwartet, du, der als Scepter den Zauberstab der Freiheit und die kreuzlose Kaiserkrone trägt?

— Es ist hier indeſs nicht der Ort zu Beschwörungen, um so mehr als ich mich dadurch von meinem Thema entfernen würde. Ich habe nur von unschuldigen Sagen zu reden; von Dem, was hinter den deutschen Öfen gesagt und gesungen wird. Ich bemerke eben, daſs ich nur sehr dürftig von den Geistern gesprochen, die in den Bergen hausen, z. B. daſs ich Nichts von dem Kyffhäuser gesagt, wo der Kaiser Friedrich wohnt. Dieser ist allerdings kein Elementargeist, und nur von Solchen habe ich in

dieser Abhandlung zu reden. Aber die Sage ist zu lieblich und entzückend; so oft ich ihrer gedachte, erbebte mein Gemüth von heiliger Sehnsucht und geheimnisvoller Hoffnung. Es liegt sicherlich mehr als ein bloßes Märchen in dem Glauben, daſs Kaiser Friedrich, der alte Barbarossa, nicht todt sei, sondern daſs er, als das Priestervolk ihn zu arg belästigte, in einen Berg floh, den man den Kyffhäuser nennt. Man sagt, er bleibe dort mit seinem ganzen Hofhalt verborgen, bis er einst wieder in der Welt erscheinen wird, um das deutsche Volk glücklich zu machen. Dieser Berg liegt in Thüringen, nicht weit von Nordhausen. Ich bin dort oft vorübergekommen, und in einer schönen Winternacht blieb ich daselbst länger als eine Stunde und rief wiederholentlich: „Komm, Barbarossa, komm!“ und das Herz brannte mir wie Feuer in der Brust, und Thränen rieselten über meine Wangen. Aber er kam nicht, der geliebte Kaiser Friedrich, und ich konnte nur den Felsen umarmen, in welchem er wohnt.

Ein junger Hirt aus der Umgegend war glücklicher. Er weidete seine Schafe am Kyffhäuser, und begann auf dem Dudelsack zu spielen, und als er einen guten Lohn verdient zu haben glaubte, rief er laut: „Kaiser Friedrich, ich habe dir dies Ständchen

gebracht!" Man sagt, der Kaiser sei alsdann aus dem Berge gekommen, habe sich dem Hirten gezeigt und zu ihm gesprochen: „Gott grüße dich, junger Knabe! Wem zu Ehren hast du gespielt?" — „Dem Kaiser Friedrich." — „Wenn Dem also ist, komm mit mir, er wird dich belohnen." — „Ich darf mich nicht von meinen Schafen entfernen." — „Folge mir nur, es wird deinen Schafen kein Leid widerfahren."

Der Schäfer folgte dem Kaiser, der ihn an der Hand zu einer Öffnung im Berg führte. Sie gelangten an eine Eisenthür, die sich öffnete, und man erblickte alsdann einen großen und schönen Saal, woselbst sich viele Herren und wackere Diener befanden, die ihn ehrerbietig empfingen. Danach zeigte sich der Kaiser sehr wohlwollend gegen ihn, und frug ihn, welchen Lohn er begehre. Der Schäfer antwortete: „Gar keinen." Der Kaiser sagte ihm darauf: „Geh hinaus, und nimm als Lohn einen der Füße meiner goldenen Trinkkanne." Der Schäfer that, wie ihm geboten, und wollte sich entfernen; aber der Kaiser zeigte ihm noch viele merkwürdige Waffen, Harnische, Schwerter und Büchsen, und hieß ihn den Leuten sagen, er wolle mit diesen Waffen das heilige Grab erobern.

Der Schäfer hat ihn ohne Zweifel falsch verstanden. Barbarossa hat ganz andere Eroberungen

als die des heiligen Grabes im Sinne. Oder vielleicht auch hat der Schäfer, aus Furcht, als Demagog eingesperrt zu werden, die Wahrheit ein wenig entstellt. Nicht ein Grab, das kalte Bett eines Todten, will der alte Barbarossa erobern, sondern einen herrlichen Wohnort für die Lebenden, ein warmes Reich des Lichts und der Freude, wo er fröhlich herrschen kann, in der Hand den Zauberstab der Freiheit und die kreuzlose Kaiserkrone auf dem Haupte.

Was den erwähnten Schäfer belangt, so meldet das Ende der Erzählung, daſs er gesund und munter aus dem Berge hervorkam, und am folgenden Morgen den Fuß der Trinkkanne, der ihm geschenkt worden, zu einem Goldschmiede trug. Der Goldschmied erkannte denselben für gediegenes Gold, und bezahlte ihm das kaiserliche Geschenk mit dreihundert Dukaten.

Man erzählt auch von einem Bauern aus dem Dorfe Reblingen, daſs er den Kaiser im Kyffhäuser sah und ein artiges Geschenk von ihm erhielt. Ich weiß nur, wenn mich mein Stern in diesen Berg führt, so werde ich von Barbarossa weder Goldkannen noch ähnliche Kleinodien begehren, sondern wenn er mir Etwas schenken will, werde ich sein Buch De tribus impostoribus von ihm fordern.

Ich habe dies Buch vergeblich in den Bibliotheken gesucht, und ich denke mir, dass der Verfasser, der alte Rothbart, gewiss ein Exemplar davon im Kyffhäuser aufbewahrt.

Manche versichern, der Kaiser sitze in seinem Berge an einem Steintisch und schlafe, oder sinne auf Mittel, sein Reich wieder zu erobern. Er wiegt beständig den Kopf hin und her, und blinzt mit den Augen. Sein Bart wallt jetzt bis zur Erde hinab. Manchmal streckt er wie im Traume die Hand aus, und scheint nach seinem Schwert und Schild greifen zu wollen. Man sagt: wenn der Kaiser auf die Erde zurückkehrt, so wird er diesen Schild an einen abgestorbenen Baum hängen, und der Baum wird dann ausschlagen und grünen, und es wird dann für Deutschland eine bessere Zeit beginnen. Von seinem Schwert aber sagt man, dass ein Bauer in grobem Kittel es vor sich hertragen, und dass man allen Denen den Kopf damit abschlagen wird, die noch einfältig genug sind, sich von besserem Blut als ein Bauer zu dünken. Aber die alten Erzähler fügen hinzu, Niemand wisse recht, wann und wie Solches geschehn werde.

Man berichtet noch, dass einst, als ein Schäfer von einem Zwerg in den Kyffhäuser geführt wurde, der Kaiser sich erhob und ihn frug, ob die Raben

noch um den Berg flögen. Und als die Antwort des Schäfers bejahend lautete, rief er aus: „So muſs ich also noch hundert Jahr' schlafen!“

Ach, gewiſs fliegen die Raben noch immer um den Berg, jene Raben, die uns so gut bekannt sind, und deren frommes Gekrächz wir beständig vernehmen. Aber das Alter hat sie geschwächt, und es giebt gute Schützen, die sie im Fluge herabschießen. Wenn der Kaiser einst auf die Erde zurückkehrt, wird er wohl auf seinem Wege mehr als einen Raben von Pfeilen durchbohrt finden. Und der alte Herr wird lächelnd bemerken, daſs der Schütz, der sie getroffen, einen guten Bogen geführt*).

*) In der ältesten französischen Ausgabe findet sich, statt der letzten zwei Sätze, folgender Schluſs: „Ich kenne einen dieser Schützen, der gegenwärtig zu Paris wohnt und von dort aus die Raben zu treffen weiß, die um den Kyffhäuser fliegen. Wenn der Kaiser auf die Erde zurückkehrt, wird er wohl auf seinem Wege mehr als einen Raben von den Pfeilen dieses Schützen erlegt finden. Und der alte Herr wird lächelnd bemerken, daſs Derselbe einen guten Bogen geführt.“

Der Herausgeber.

II.

Der Doktor Faust,

ein Tanzpoem;

nebst

kuriosen Berichten über Teufel, Hexen und Dichtkunst.

(1847.)

Einleitende Bemerkung.

Herr Lumley, Direktor des Theaters Ihrer Majestät der Königin zu London, forderte mich auf, für seine Bühne ein Ballett zu schreiben, und diesem Wunsche willfahrend dichtete ich das nachfolgende Poem. Ich nannte es: „Doktor Faust, ein Tanzpoem.“ Doch dieses Tanzpoem ist nicht zur Aufführung gekommen, theils weil in der Saison, für welche dasselbe angekündigt war, der beispiellose Succeß der sogenannten schwedischen Nachtigall jede andere Exhibition im Theater der Königin überflüssig machte, theils auch weil der Ballettmeister aus Esprit de corps de ballet, hemmend und säumend, alle möglichen Böswilligkeiten ausübte. Dieser Ballettmeister hielt es nämlich für eine gefährliche Neuerung, daß einmal ein Dichter das Libretto eines Balletts gedichtet hatte, während doch solche

Produkte bisher immer nur von Tanzaffen seiner Art, in Kollaboration mit irgend einer dürftigen Literatenseele, geliefert worden. Armer Faust! armer Hexenmeister! so musstest du auf die Ehre verzichten, vor der großen Viktoria von England deine Schwarzkünste zu producieren! Wird es dir in deiner Heimat besser gehn? Sollte gegen mein Erwarten irgend eine deutsche Bühne ihren guten Geschmack dadurch bekunden, dass sie mein Opus zur Aufführung brächte, so bitte ich die hochlöbliche Direktion bei dieser Gelegenheit auch nicht zu versäumen, das dem Autor gebührende Honorar, durch Vermittlung der Buchhandlung von Hoffmann und Campe in Hamburg, mir oder meinen Rechtsnachfolgern zukommen zu lassen. Ich halte es nicht für überflüssig zu bemerken, dass ich, um das Eigenthumsrecht meines Balletts in Frankreich zu sichern, bereits eine französische Übersetzung drucken ließ und die gesetzlich vorgeschriebene Anzahl Exemplare an gehörigem Orte deponiert habe.

Als ich das Vergnügen hatte, dem Herrn Lumley mein Ballettmanuskript einzuhändigen und wir bei einer duftigen Tasse Thee uns über den Geist der Faustsage und meine Behandlung derselben unterhielten, ersuchte mich der geistreiche Impresario, das Wesentliche unseres Gespräches aufzuzeichnen,

damit er späterhin das Libretto damit bereichern könne, welches er am Abend der Aufführung seinem Publikum zu übergeben gedachte. Auch solchem freundlichen Begehr nachkommend, schrieb ich den Brief an Lumley, den ich abgekürzt am Ende dieses Büchleins mittheile, da vielleicht auch dem deutschen Leser diese flüchtigen Blätter einiges Interesse gewähren dürften.

Wie über den historischen Faust, habe ich in dem Briefe an Lumley auch über den mythischen Faust nur dürftige Andeutungen gegeben. Ich kann nicht umhin, in Bezug auf die Entstehung und Entwickelung dieses Faustes der Sage, der Faustfabel, hier das Resultat meiner Forschungen mit wenigen Worten zu resumieren.

Es ist nicht eigentlich die Legende vom Theophilus, Seneschall des Bischofs von Adama in Sicilien, sondern eine alte angelsächsische, dramatische Behandlung derselben, welche als die Grundlage der Faustfabel zu betrachten ist. In dem noch vorhandenen plattdeutschen Gedichte vom Theophilus sind altsächsische oder angelsächsische Archaismen, gleichsam Wortversteinerungen, fossile Redensarten enthalten, welche darauf hinweisen, daß dieses Gedicht nur eine Nachbildung eines älteren Originals ist, das im Laufe der Zeit verloren gegangen. Kurz

nach der Invasion Englands durch die französischen Normannen muſs jenes angloſächſiſche Gedicht noch exiſtiert haben, denn augenſcheinlich ward daſſelbe von einem franzöſiſchen Poeten, dem Troubadour Rutebœuf, faſt wörtlich nachgeahmt und als ein Mystère in Frankreich aufs Theater gebracht. Für Diejenigen, denen die Sammlung von Mommerque, worin auch dieſes Mystère abgedruckt, nicht zugänglich iſt, bemerke ich, daſs der gelehrte Mangin vor etwa ſieben Jahren im Journal des savants über das erwähnte Mystère hinlänglich Auskunft giebt. Dieſes Myſterium vom Troubadour Rutebœuf benutzte nun der engliſche Dichter Marlow, als er ſeinen Fauſt ſchrieb, indem er die analoge Sage vom deutſchen Zauberer Fauſt nach dem älteren Fauſtbuche, wovon es bereits eine engliſche Überſetzung gab, in die dramatiſche Form kleidete, die ihm das franzöſiſche, auch in England bekannte Myſterium bot. Das Myſterium des Theophilus und das ältere Volksbuch von Fauſt ſind alſo die beiden Faktoren, aus welchen das Marlow'ſche Drama hervorgegangen. Der Held deſſelben iſt nicht mehr ein ruchloſer Rebell gegen den Himmel, der, verführt von einem Zauberer und um irdiſche Güter zu gewinnen, ſeine Seele dem Teufel verſchreibt, aber endlich durch die Gnade der Muttergottes,

die den Pakt aus der Hölle zurückholt, gerettet wird, gleich dem Theophilus, sondern der Held des Stücks ist hier selbst ein Zauberer; in ihm, wie im Nekromanten des Faustbuchs, resumieren sich die Sagen von allen früheren Schwarzkünstlern, deren Künste er vor den höchsten Herrschaften produciert, und zwar geschieht Solches auf protestantischem Boden, den die rettende Muttergottes nicht betreten darf, wesshalb auch der Teufel den Zauberer holt ohne Gnade und Barmherzigkeit. Die Puppenspiel-Theater, die zur Shakspeare'schen Zeit in London florierten und sich eines jeden Stückes, das auf den großen Bühnen Glück machte, gleich bemächtigten, haben gewiss auch nach dem Marlow'schen Vorbilde einen Faust zu geben gewusst, indem sie das Originaldrama mehr oder minder ernsthaft parodierten, oder ihren Lokalbedürfnissen gemäß zustutzten, oder auch, wie oft geschah, von dem Verfasser selbst für den Standpunkt ihres Publikums umarbeiten ließen. Es ist nun jener Puppenspiel-Faust, der von England herüber nach dem Festland kam, durch die Niederlande reisend auch die Marktbuden unserer Heimat besuchte und, in derb deutscher Maulart übersetzt und mit deutschen Hanswurstiaden verballhornt, die unteren Schichten des deutschen Volkes ergötzte. Wie verschieden auch die Versionen, die sich im Laufe

der Zeit, besonders durch das Improvisieren, gebildet, so blieb doch das Wesentliche unverändert, und einem solchen Puppenspiele, das Wolfgang Goethe in einem Winkeltheater zu Straßburg aufführen sah, hat unser großer Dichter die Form und den Stoff seines Meisterwerks entlehnt. In der ersten Fragment-Ausgabe des Goethe'schen Faustes ist Dieses am sichtbarsten; diese entbehrt noch die der Sakontala entnommene Einleitung und einen dem Hiob nachgebildeten Prolog, sie weicht noch nicht ab von der schlichten Puppenspielform, und es ist kein wesentliches Motiv darin enthalten, welches auf eine Kenntnis der älteren Originalbücher von Spieß und Widman schließen läßt.

Das ist die Genesis der Faustfabel, von dem Theophilus-Gedichte bis auf Goethe, der sie zu ihrer jetzigen Popularität erhoben hat. — Abraham zeugte den Isaak, Isaak zeugte den Jakob, Jakob aber zeugte den Juda, in dessen Händen das Scepter ewig bleiben wird. In der Literatur wie im Leben hat jeder Sohn einen Vater, den er aber freilich nicht immer kennt, oder den er gar verleugnen möchte.

Geschrieben zu Paris, den 1. Oktober 1851.

Heinrich Heine.

Der Doktor Faust

Ein Tanzpoem.

Du hast mich beschworen aus dem Grab
Durch deinen Zauberwillen,
Belebtest mich mit Wollustgluth —
Jetzt kannst du die Gluth nicht stillen.

Preſs deinen Mund an meinen Mund,
Der Menschen Odem ist göttlich!
Ich trinke deine Seele aus,
Die Todten sind unersättlich.

Erster Akt.

Studierzimmer, groß, gewölbt, in gothischem Stil. Spärliche Beleuchtung. An den Wänden Bücherschränke, astrologische und alchymistische Geräthschaften (Welt- und Himmelskugel, Planetenbilder, Retorten und seltsame Gläser), anatomische Präparate (Skelette von Menschen und Thieren) und sonstige Requisiten der Nekromantie.

Es schlägt Mitternacht. Neben einem mit aufgestapelten Büchern und physikalischen Instrumenten bedeckten Tische, in einem hohen Lehnstuhl, sitzt nachdenklich der Doktor Faust. Seine Kleidung ist die altdeutsche Gelehrtentracht des sechzehnten Jahrhunderts. Er erhebt sich endlich und schwankt mit unsichern Schritten einem Bücherschranke zu, wo ein großer Foliant mit einer Kette angeschlossen; er öffnet das Schloss und schleppt das entfesselte Buch

(den sogenannten Höllenzwang) nach seinem Tische. In seiner Haltung und seinem ganzen Wesen beurkundet sich eine Mischung von Unbeholfenheit und Muth, von linkischer Magisterhaftigkeit und trotzigem Doktorstolz. Nachdem er einige Lichter angezündet und mit einem Schwerte verschiedene magische Kreise auf dem Boden gezeichnet, öffnet er das große Buch, und in seinen Gebärden offenbaren sich die geheimen Schauer der Beschwörung. Das Gemach verdunkelt sich; es blitzt und donnert; aus dem Boden, der sich prasselnd öffnet, steigt empor ein flammend rother Tiger. Faust zeigt sich bei diesem Anblick nicht im mindesten erschreckt, er tritt der feurigen Bestie mit Verhöhnung entgegen und scheint ihr zu befehlen, sogleich zu entweichen. Sie versinkt auch alsbald in die Erde. Faust beginnt aufs Neue seine Beschwörungen, wieder blitzt und donnert es entsetzlich, und aus dem sich öffnenden Boden schießt empor eine ungeheure Schlange, die, in den bedrohlichsten Windungen sich ringelnd, Feuer und Flammen zischt. Auch ihr begegnet der Doktor mit Verachtung, er zuckt die Achsel, er lacht, er spottet darüber, daß der Höllengeist nicht in einer weit gefährlichern Gestalt zu erscheinen vermochte, und auch die Schlange kriecht in die Erde zurück. Faust erhebt sogleich mit gesteigertem Eifer seine Beschwö-

rungen, aber diesmal schwindet plötzlich die Dunkelheit, das Zimmer erhellt sich mit unzähligen Lichtern, statt des Donnerwetters ertönt die lieblichste Tanzmusik, und aus dem geöffneten Boden, wie aus einem Blumenkorb, steigt hervor eine Ballett-Tänzerin, gekleidet im gewöhnlichen Gaze- und Trikot-Kostüme und umhergaukelnd in den banalsten Pirouetten.

Faust ist anfänglich darob befremdet, daſs der beschworene Teufel Mephistopheles keine unheilvollere Gestalt annehmen konnte als die einer Ballett-Tänzerin, doch zuletzt gefällt ihm diese lächelnd anmuthige Erscheinung, und er macht ihr ein gravitätisches Kompliment. Mephistopheles oder vielmehr Mephistophela, wie wir nunmehr die in die Weiblichkeit übergegangene Teufelei zu nennen haben, erwidert parodierend das Kompliment des Doktors und umtänzelt ihn in der bekannten koketten Weise. Sie hält einen Zauberstab in der Hand, und Alles, was sie im Zimmer damit berührt, wird aufs ergötzlichste umgewandelt, doch dergestalt, daſs die ursprüngliche Formation der Gegenstände nicht ganz vertilgt wird; z. B. die dunklen Planetenbilder erleuchten sich buntfarbig von innen, aus den Pokalen mit Miſsgeburten blicken die schönsten Vögel hervor, die Eulen tragen Girandolen im Schnabel, prachtvoll sprießen an den Wänden hervor die kostbarsten

güldenen Geräthe, venetianische Spiegel, antike Basreliefs, Kunstwerke, Alles chaotisch gespenstisch und dennoch glänzend schön, eine ungeheuerliche Arabeske. Die Schöne scheint mit Faust ein Freundschaftsbündnis zu schließen, doch das Pergament, das sie ihm vorhält, die furchtbare Verschreibung, will er noch nicht unterzeichnen. Er verlangt von ihr, die übrigen höllischen Mächte zu sehen, und Diese, die Fürsten der Finsternis, treten alsbald aus dem Boden hervor. Es sind Ungethüme mit Thierfratzen, fabelhafte Mischlinge des Skurrilen und Furchtbaren, die meisten mit Kronen auf den Köpfen und Sceptern in den Tatzen. Faust wird denselben von der Mephistophela vorgestellt, eine Präsentation, wobei die strengste Hofetikette vorwaltet. Ceremoniös einherwackelnd, beginnen die unterweltlichen Majestäten ihren plumpen Reigen, doch indem Mephistophela sie mit dem Zauberstabe berührt, fallen die häslichen Hüllen plötzlich von ihnen, und sie verwandeln sich ebenfalls in lauter zierliche Ballett-Tänzerinnen, die in Gaze und Trikot und mit Blumenguirlanden dahinflattern. Faust ergötzt sich an dieser Metamorphose, doch scheint er unter allen jenen hübschen Teufelinnen Keine zu finden, die seinen Geschmack gänzlich befriedige; Dieses bemerkend, schwingt Mephistophela wieder ihren Stab, und in

einem schon vorher an die Wand hingezauberten Spiegel erscheint das Bildnis eines wunderschönen Weibes in Hoftracht und mit einer Herzogskrone auf dem Haupte. Sobald Faust sie erblickt, ist er wie hingerissen von Bewunderung und Entzücken, und er naht dem holden Bildnis mit allen Zeichen der Sehnsucht und Zärtlichkeit. Doch das Weib im Spiegel, welches sich jetzt wie lebend bewegt, wehrt ihn von sich ab mit hochmüthigstem Naserümpfen; er kniet flehend vor ihr nieder, und sie wiederholt nur noch beleidigender ihre Gesten der Verachtung.

Der arme Doktor wendet sich hierauf mit bittenden Blicken an Mephistophela, doch Diese erwidert sie mit schalkhaftem Achselzucken, und sie bewegt ihren Zauberstab. Aus dem Boden taucht sogleich bis zur Hüfte ein häßlicher Affe hervor, der aber auf ein Zeichen der Mephistophela, die ärgerlich den Kopf schüttelt, schleunigst wieder hinabsinkt in den Boden, woraus im nächsten Augenblicke ein schöner, schlanker Ballett-Tänzer hervorspringt, welcher die banalsten Pas exekutiert. Der Tänzer naht sich dem Spiegelbilde, und indem er demselben mit der fadesten Süffisance seine buhlerischen Huldigungen darbringt, lächelt ihm das schöne Weib aufs holdseligste entgegen, sie streckt die Arme nach ihm aus

mit schmachtender Sehnsucht und erschöpft sich in den zärtlichsten Demonstrationen. Bei diesem Anblick geräth Faust in rasende Verzweiflung, doch Mephistophela erbarmt sich seiner, und mit ihrem Zauberstab berührt sie den glücklichen Tänzer, der auf der Stelle in die Erde zurücksinkt, nachdem er sich zuvor in einen Affen verwandelt und seine abgestreifte Tänzerkleiduug auf dem Boden zurückgelassen hat. Jetzt reicht Mephistophela wieder das Pergamentblatt dem Faust dar, und Dieser, ohne langes Besinnen, öffnet sich eine Ader. am Arme, und mit seinem Blute unterzeichnet er den Kontrakt, wodurch er für zeitliche irdische Genüsse seiner himmlischen Seligkeit entsagt. Er wirft die ernste, ehrsame Doktortracht von sich und zieht den sündig bunten Flitterstaat an, den der verschwundene Tänzer am Boden zurückgelassen; bei dieser Umkleidung, die sehr ungeschickt von Statten geht, hilft ihm das leichtfertige Corps de Ballet der Hölle.

Mephistophela giebt dem Faust jetzt Tanzunterricht, und zeigt ihm alle Kunststücke und Handgriffe, oder vielmehr Fußgriffe des Metiers. Die Unbeholfenheit und Steifheit des Gelehrten, der die zierlich leichten Pas nachahmen will, bilden die ergötzlichsten Effekte und Kontraste. Die teuflischen Tänzerinnen wollen auch hier nachhelfen, Jede sucht auf eigene

Weise die Lehre durch Beispiel zu erklären, Eine wirft den armen Doktor in die Arme der Andern, die mit ihm herumwirbelt; er wird hin und her gezerrt, doch durch die Macht der Liebe und des Zauberstabs, der die unfolgsamen Glieder allmählich gelenkig schlägt, erreicht der Lehrling der Choregraphie zuletzt die höchste Fertigkeit; er tanzt ein brillantes Pas de deux mit Mephistophela, und zur Freude seiner Kunstgenossinnen fliegt er auch mit ihnen umher in den wunderlichsten Figuren. Nachdem er es zu dieser Virtuosität gebracht, wagt er als Tänzer auch vor dem schönen Frauenbilde des Zauberspiegels zu erscheinen, und dieses beantwortet seine tanzende Leidenschaft mit den Gebärden der glühendsten Gegenliebe. Faust tanzt mit immer sich steigernder Seelentrunkenheit; Mephistophela aber reißt ihn fort von dem Spiegelbilde, das durch die Berührung des Zauberstabes wieder verschwindet, und fortgesetzt wird der höhere Tanzunterricht der altklassischen Schule.

Zweiter Akt.

Großer Platz vor einem Schlosse, welches zur rechten Seite sichtbar. Auf der Rampe, umgeben von ihrem Hofgesinde, Rittern und Damen, sitzen in hohen Thronsesseln der Herzog und die Herzogin, Ersterer ein steif ältlicher Herr, Letztere ein junges üppiges Weib, ganz das Konterfei des Frauenbilds, welches der Zauberspiegel des ersten Aktes dargestellt hat. Bemerklich ist, daſs sie am linken Fuße einen güldenen Schuh trägt.

Die Scene ist prachtvoll geschmückt zu einem Hoffeste. Es wird ein Schäferspiel aufgeführt, im ältesten Rokokogeschmacke: graciöse Fadheit und galante Unschuld. Diese süßlich gezierte Arkadien-Tänzelei wird plötzlich unterbrochen und verscheucht durch die Ankunft des Faust und der Mephistophela, die in ihrem Tanzkostüm und mit ihrem Gefolge von

dämonischen Ballett-Tänzerinnen unter jauchzenden Fanfaren ihren Siegeseinzug halten. Faust und Mephistophela machen ihre springenden Reverenzen vor dem Fürstenpaar, doch Ersterer und die Herzogin, indem sie sich näher betrachten, sind betroffen wie von freudigster Erinnerung, sie erkennen sich und wechseln zärtliche Blicke. Der Herzog scheint mit besonders gnädigem Wohlwollen die Huldigung Mephistophela's entgegen zu nehmen. In einem ungestümen Pas de deux, welches Letztere jetzt mit Faust tanzt, haben Beide fürnehmlich das Fürstenpaar im Auge, und während die teuflischen Tänzerinnen sie ablösen, kost Mephistophela mit dem Herzog und Faust mit der Herzogin; die überschwängliche Passion der beiden Letztern wird gleichsam parodiert, indem Mephistophela den eckigen und steifleinenen Graciösitäten des Herzogs eine ironische Zimperlichkeit entgegensetzt.

Der Herzog wendet sich endlich gegen Faust, und verlangt als eine Probe seiner Schwarzkunst den verstorbenen König David zu sehen, wie er vor der Bundeslade tanzte. Auf solches allerhöchste Verlangen nimmt Faust den Zauberstab aus den Händen Mephistophela's, schwingt ihn in beschwörender Weise, und aus der Erde, welche sich öffnet, tritt die begehrte Gruppe hervor. Auf einem Wagen, der

von Leviten gezogen wird, steht die Bundeslade, vor ihr tanzt König David, possenhaft vergnügt und abenteuerlich geputzt, gleich einem Kartenkönig, und hinter der heiligen Lade, mit Spießen in den Händen, hüpfen schaukelnd einher die königlichen Leibgarden, gekleidet wie polnische Juden in lang herabschlotternd schwarzseidenen Kaftans und mit hohen Pelzmützen auf den spitzbärtigen Wackelköpfen. Nachdem diese Karikaturen ihren Umzug gehalten, verschwinden sie wieder in den Boden unter rauschenden Beifallsbezeugungen.

Aufs Neue springen Faust und Mephistophela hervor zu einem glänzenden Pas de deux, wo der Eine wieder die Herzogin und die Andere wieder den Herzog mit verliebten Gebärden anlockt, so daß das erlauchte Fürstenpaar endlich nicht mehr widersteht und, seinen Sitz verlassend, sich den Tänzen jener Beiden anschließt. Dramatische Quadrille, wo Faust die Herzogin noch inniger zu bestricken sucht. Er hat ein Teufelsmal an ihrem Halse bemerkt, und indem er dadurch entdeckt, daß sie eine Zauberin sei, giebt er ihr ein Rendezvous für den nächsten Hexen-Sabbath. Sie ist erschrocken und will leugnen, doch Faust zeigt hin auf ihren güldenen Schuh, welcher das Wahrzeichen ist, woran man die Domina, die fürnehmste Satansbraut, erkennt.

Verschämt gestattet sie das Rendezvous. Parodistisch gebärden sich wieder gleichzeitig der Herzog und Mephistophela, und die dämonischen Tänzerinnen setzen den Tanz fort, nachdem die vier Hauptpersonen sich in Zwiegesprächen zurückgezogen.

Auf ein erneutes Begehr des Herzogs, ihm eine Probe seiner Zauberkunst zu geben, ergreift Faust den magischen Stab und berührt damit die eben dahin wirbelnden Tänzerinnen. Diese verwandeln sich im Nu wieder in Ungethüme, wie wir sie im ersten Akte gesehen, und aus dem graciösesten Ringelreihen in die täppischste und barockste Ronde überplumpsend, versinken sie zuletzt unter sprühenden Flammen in den sich öffnenden Boden. — Rauschend enthusiastischer Beifall, und Faust und Mephistophela verbeugen sich dankbar vor den hohen Herrschaften und einem verehrungswürdigen Publiko.

Aber nach jedem Zauberstück steigert sich die tolle Lust; die vier Hauptpersonen stürzen rücksichtslos wieder auf den Tanzplatz, und in der Quadrille, die sich erneuet, gebärdet sich die Leidenschaft immer dreister: Faust kniet nieder vor der Herzogin, die in nicht minder kompromittierenden Pantomimen ihre Gegenliebe kundgiebt; vor der schäkernd hingerissenen Mephistophela kniet, wie ein lüsterner Faun, der alte Herzog; — doch indem er sich zu-

fällig umwendet und seine Gattin nebst Faust in den erwähnten Posituren erblickt, springt er wüthend empor, zieht sein Schwert und will den frechen Schwarzkünstler erstechen. Dieser ergreift rasch seinen Zauberstab, berührt damit den Herzog und auf dem Haupte Desselben schießt ein ungeheures Hirschgeweih empor, an dessen Enden ihn die Herzogin zurückhält. Allgemeine Bestürzung der Höflinge, die ihre Schwerter ergreifen und auf Faust und Mephistophela eindringen. Faust aber bewegt wieder seinen Stab, und im Hintergrunde der Scene erklingen plötzlich kriegerische Trompetenstöße, und man erblickt in Reih und Glied eine ganze Schar von Kopf bis zu Füßen geharnischter Ritter. Indem die Höflinge sich gegen diese zu ihrer Vertheidigung umwenden, fliegen Faust und Mephistophela durch die Luft davon, auf zwei schwarzen Rossen, die aus dem Boden hervorgekommen. Im selben Augenblick zerrinnt, wie eine Phantasmagorie, auch die bewaffnete Ritterschar.

Dritter Akt.

Nächtlicher Schauplatz des Hexensabbaths: Eine breite Bergkoppe; zu beiden Seiten Bäume, an deren Zweigen seltsame Lampen hängen, welche die Scene erleuchten; in der Mitte ein steinernes Postament, wie ein Altar, und darauf steht ein großer schwarzer Bock mit einem schwarzen Menschenantlitz und einer brennenden Kerze zwischen den Hörnern. Im Hintergrunde Gebirgshöhen, die, einander überragend, gleichsam ein Amphitheater bilden, auf dessen kolossalen Stufen als Zuschauer die Notabilitäten der Unterwelt sitzen, nämlich jene Höllenfürsten, die wir in den vorigen Akten gesehen und die hier noch riesenhafter erscheinen. Auf den erwähnten Bäumen hocken Musikanten mit Vogelgesichtern und wunderlichen Saiten- und Blasinstrumenten. Die Scene ist bereits ziemlich belebt von

tanzenden Gruppen, deren Trachten an die verschiedensten Länder und Zeitalter erinnern, so dass die ganze Versammlung einem Maskenball gleicht, um so mehr, da wirklich Viele verlarvt und vermummt sind. Wie barock, bizarr und abenteuerlich auch manche dieser Gestalten, so dürfen sie dennoch den Schönheitssinn nicht verletzen, und der hässliche Eindruck des Fratzenwesens wird gemildert oder verwischt durch märchenhafte Pracht und positives Grauen. Vor den Bocksaltar tritt ab und zu ein Paar, ein Mann und ein Weib, Beide mit einer schwarzen Fackel in der Hand, sie verbeugen sich vor der Rückseite des Bocks, knieen davor nieder und leisten das Homagium des Kusses. Unterdessen kommen neue Gäste durch die Luft geritten, auf Besenstielen, Mistgabeln, Kochlöffeln, auch auf Wölfen und Katzen. Diese Ankömmlinge finden hier die Buhlen, die bereits ihrer harrten. Nach freudigster Willkomm-Begrüßung mischen sie sich unter die tanzenden Gruppen. Auch ihre Durchlaucht die Herzogin kommt auf einer ungeheuren Fledermaus herangeflogen; sie ist so entblößt als möglich gekleidet und trägt am rechten Fuß den güldenen Schuh. Sie scheint Jemanden mit Ungeduld zu suchen. Endlich erblickt sie den Ersehnten, nämlich Faust, welcher mit Mephistophela auf schwarzen

Rossen zum Feste heranfliegt; er trägt ein glänzendes Rittergewand, und seine Gefährtin schmückt das züchtig enganliegende Amazonenkleid eines deutschen Edelfräuleins. Faust und die Herzogin stürzen einander in die Arme, und ihre überschwellende Inbrunst offenbart sich in den verzücktesten Tänzen. Mephistophela hat unterdessen ebenfalls einen erwarteten Gespons gefunden, einen dürren Junker in schwarzer spanischer Manteltracht und mit einer blutrothen Hahnenfeder auf dem Barett; doch während Faust und die Herzogin die ganze Stufenleiter einer wahren Leidenschaft, einer wilden Liebe, durchtanzen, ist der Zweitanz der Mephistephela und ihres Partners, als Gegensatz, nur der buhlerische Ausdruck der Galanterie, der zärtlichen Lüge, der sich selbst persifflierenden Lüsternheit. Alle Vier ergreifen endlich schwarze Fackeln, bringen in der oben erwähnten Weise dem Bocke ihre Huldigung, und schließen sich zuletzt der Ronde an, womit die ganze vermischte Gesellschaft den Altar umwirbelt. Das Eigenthümliche dieser Ronde besteht darin, dass die Tänzer einander den Rücken zudrehen, und nicht das Gesicht, welches nach außen gewendet bleibt.

Faust und die Herzogin, welche dem Ringelreihen entschlüpfen, erreichen die Höhe ihres Liebetaumels und verlieren sich hinter den Bäumen zur

rechten Seite der Scene. Die Ronde ist beendet, und neue Gäste treten vor den Altar und begehen dort die Adoration des Bocks; es sind gekrönte Häupter darunter, sogar Großwürdenträger der Kirche in ihren geistlichen Ornaten.

Im Vordergrunde zeigen sich mittlerweile viele Mönche und Nonnen, und an ihren extravaganten Polkasprüngen erquicken sich die dämonischen Zuschauer auf den Bergspitzen, und sie applaudieren mit lang hervorgestreckten Tatzen. Faust und die Herzogin kommen wieder zum Vorschein, doch sein Antlitz ist verstört, und verdrossen wendet er sich ab von dem Weibe, das ihn mit den wollüstigsten Karessen verfolgt. Er giebt ihr seinen Überdruss und Widerwillen in unzweideutiger Weise zu erkennen. Vergebens stürzt flehentlich die Herzogin vor ihm nieder; er stößt sie mit Abscheu zurück. In diesem Augenblicke erscheinen drei Mohren in goldenen Wappenröcken, worauf lauter schwarze Böcke gestickt sind; sie bringen der Herzogin den Befehl, sich unverzüglich zu ihrem Herrn und Meister Satanas zu begeben, und die Zögernde wird mit Gewalt fortgeschleppt. Man sieht im Hintergrunde, wie der Bock von seinem Postamente herabsteigt und nach einigen sonderbaren Komplimentierungen mit der Herzogin ein Menuett tanzt. Langsam gemessene

ceremoniöse Pas. Auf dem Antlitz des Bockes liegt der Trübsinn eines gefallenen Engels und der tiefe Ennui eines blasierten Fürsten; in allen Zügen der Herzogin verräth sich die trostloseste Verzweiflung. Nach Beendigung des Tanzes steigt der Bock wieder auf sein Postament; die Damen, welche diesem Schauspiel zugesehen, nahen sich der Herzogin mit Knix und Huldigung und ziehen Dieselbe mit sich fort. Faust ist im Vordergrunde stehen geblieben, und während er jenem Menuett zuschaut, erscheint wieder an seiner Seite Mephistophela. Mit Widerwillen und Ekel zeigt Faust auf die Herzogin und scheint in Betreff Derselben etwas Entsetzliches zu erzählen; er bezeugt überhaupt seinen Ekel ob all dem Fratzentreiben, das er vor sich sehe, ob all dem gothischen Wuste, der nur eine plump schnöde Verhöhnung der kirchlichen Ascetik, ihm aber eben so unerquicklich sei wie letztere. Er empfindet eine unendliche Sehnsucht nach dem Reinschönen, nach griechischer Harmonie, nach den uneigennützig edlen Gestalten der Homerischen Frühlingswelt! Mephistophela versteht ihn, und mit ihrem Zauberstab den Boden berührend, lässt sie das Bild der berühmten Helena von Sparta daraus hervorsteigen und sogleich wieder verschwinden. Das ist es, was das gelehrte, nach antikem Ideal dürstende Herz des Doktors be-

gehrte; er giebt seine volle Begeisterung zu erkennen, und durch einen Wink der Mephistophela erscheinen wieder die magischen Rosse, worauf Beide davon fliegen. In demselben Momente erscheint die Herzogin wieder auf der Scene; sie bemerkt die Flucht des Geliebten, geräth in die unsinnigste Verzweiflung und fällt ohnmächtig zu Boden. In diesem Zustande wird sie von einigen wüsten Gestalten aufgehoben und mit Scherz und Possen wie im Triumphe umhergetragen. Wieder Hexenronde, die plötzlich unterbrochen wird von dem gellenden Klang eines Glöckchens und einem Orgel-Choral, der eine verruchte Parodie der Kirchenmusik ist. Alles drängt sich zum Altar, wo der schwarze Bock in Flammen aufgeht und prasselnd verbrennt. Nachdem der Vorhang schon gefallen, hört man noch die grausenhaft burlesken Freveltöne der Satansmesse.

Vierter Akt.

Eine Insel im Archipel. Ein Stück Meer, smaragdfarbig glänzend, ist links sichtbar und scheidet sich lieblich ab von dem Turkoisenblau des Himmels, dessen sonniges Tageslicht eine ideale Landschaft überstrahlt; Vegetation und Architekturen sind hier so griechisch schön, wie sie der Dichter der Odyssee einst geträumt. Pinien, Lorberbüsche, in deren Schatten weiße Bildwerke ruhen; große Marmorvasen mit fabelhaften Pflanzen; die Bäume von Blumenguirlanden umwunden; krystallene Wasserfälle; zur rechten Seite der Scene ein Tempel der Venus Aphrodite, deren Statue aus den Säulengängen hervorschimmert; und das Alles belebt von blühenden Menschen, die Jünglinge in weißen Festgewanden, die Jungfrauen in leichtgeschürzter Nymphentracht, ihre Häupter geschmückt mit Rosen oder Myrten, und theils in einzelnen Gruppen sich erlustigend, theils auch in ceremoniösen Reigen vor

dem Tempel der Göttin mit dem Freudendienste derselben beschäftigt. Alles athmet hier griechische Heiterkeit, ambrosischen Götterfrieden, klassische Ruhe. Nichts erinnert an ein neblichtes Jenseits, an mystische Wollust- und Angstschauer, an überirdische Ekstase eines Geistes, der sich von der Körperlichkeit emancipiert; hier ist Alles reale plastische Seligkeit ohne retrospektive Wehmuth, ohne ahnende leere Sehnsucht. Die Königin dieser Insel ist Helena von Sparta, die schönste Frau der Poesie, und sie tanzt an der Spitze ihrer Hofmägde vor dem Venustempel; Tanz und Posituren im Einklang mit der Umgebung, gemessen, keusch und feierlich.

In diese Welt brechen plötzlich herein Faust und Mephistophela, auf ihren schwarzen Rossen durch die Lüfte herabfliegend. Sie sind wie befreit von einem düstern Alpdruck, von einer schnöden Krankheit, von einem tristen Wahnsinn, und erquicken sich Beide an diesem Anblick des Urschönen und des wahrhaft Edlen. Die Königin und ihr Gefolge tanzen ihnen gastlich entgegen, bieten ihnen Speise und Trank in kostbar ciselierten Geräthen, und laden sie ein, bei ihnen zu wohnen auf der stillen Insel des Glücks. Faust und seine Gefährtin antworten durch freudige Tänze, und Alle, einen Festzug bildend, begeben sich zuletzt nach dem Tempel der Venus,

wo der Doktor und Mephistophela ihre mittelalterlich romantische Kleidung gegen einfach herrliche griechische Gewänder vertauschen; in solcher Umwandlung wieder mit Helena auf die Vorderscene tretend, tragieren sie irgend einen mythologischen Dreitanz.

Faust und Helena lassen sich endlich nieder auf einen Thron zur rechten Seite der Scene, während Mephistophela, einen Thyrsus und eine Handtrommel ergreifend, als Bacchantin in den ausgelassensten Posituren einherspringt. Die Jungfrauen der Helena erfasst das Beispiel dieser Lust, sie reißen die Rosen und Myrten von ihren Häuptern, winden Weinlaub in die entfesselten Locken, und mit flatternden Haaren und geschwungenen Thyrsen taumeln sie ebenfalls dahin als Bacchantinnen. Die Jünglinge bewaffnen sich alsbald mit Schild und Speer, vertreiben die göttlich rasenden Mädchen, und tanzen in Scheinkämpfen eine jener kriegerischen Pantomimen, welche von den alten Autoren so wohlgefällig beschrieben sind.

In dieser heroischen Pastorale mag auch eine antike Humoreske eingeschaltet werden, nämlich eine Schar Amoretten, die auf Schwänen herangeritten kommen, und mit Spießen und Bogen ebenfalls einen Kampftanz beginnen. Dieses artige Spiel wird

aber plötzlich gestört — die erschreckten Liebesbübchen werfen sich rasch auf ihre Reitschwäne und flattern von dannen bei der Ankunft der Herzogin, die auf einer ungeheuren Fledermaus durch die Luft herbeigeflogen kommt, und wie eine Furie vor den Thron tritt, wo Faust und Helena ruhig sitzen. Sie scheint Jenem die wahnsinnigsten Vorwürfe zu machen und Diese zu bedrohen. Mephistophela, die den ganzen Auftritt mit Schadenfreude betrachtet, beginnt wieder ihren Bacchantentanz, dem die Jungfrauen der Helena sich ebenfalls wieder tanzend beigesellen, so daß diese Freudenchöre mit dem Zorn der Herzogin gleichsam verhöhnend kontrastieren. Letztere kann sich zuletzt vor Wuth nicht mehr fassen, sie schwingt den Zauberstab, den sie in der Hand hält, und scheint diese Bewegung mit den entsetzlichsten Beschwörungssprüchen zu begleiten. Alsbald verfinstert sich der Himmel; Blitz und Donnerschlag; das Meer fluthet stürmisch empor, und auf der ganzen Insel geschieht an Gegenständen und Personen die schauderhafteste Umwandlung. Alles ist wie getroffen von Wetter und Tod; die Bäume stehen laublos und verdorrt; der Tempel ist zu einer Ruine zusammengesunken; die Bildsäulen liegen gebrochen am Boden; die Königin Helena sitzt als ne fast zum Gerippe entfleischte Leiche in einem

weißen Laken zur Seite des Faust; die tanzenden Frauenzimmer sind ebenfalls nur noch knöcherne Gespenster, gehüllt in weiße Tücher, die, über den Kopf hängend, nur bis auf die dürren Lenden reichen, wie man die Lamien darstellt, und in dieser Gestalt setzen sie ihre heitern Tanzposituren und Ronden fort, als wäre gar Nichts passiert, und sie scheinen die ganze Umwandlung durchaus nicht bemerkt zu haben. Faust ist aber bei diesem Begebnis, wo all sein Glück zertrümmert ward durch die Rache einer eifersüchtigen Hexe, aufs höchste gegen Dieselbe erbost; er springt vom Thron herab mit gezogenem Schwerte, und bohrt es in die Brust der Herzogin.

Mephistophela hat die beiden Zauberrappen wieder herbeigeführt, sie treibt den Faust angstvoll an, sich schnell aufzuschwingen, und reitet mit ihm davon durch die Luft. Das Meer brandet unterdessen immer höher, es überschwemmt allmählich Menschen und Monumente, nur die tanzenden Lamien scheinen Nichts davon zu merken, und bei heitern Tambourinklängen tanzen sie bis zum letzten Augenblick, wo die Wellen ihre Köpfe erreichen und die ganze Insel gleichsam im Wasser versinkt. Über das sturmgepeitschte Meer, hoch oben in der Luft, sieht man Faust und Mephistophela auf ihren schwarzen Gäulen dahinjagen.

Fünfter Akt.

Ein großer freier Platz vor einer Kathedrale, deren gothisches Portal im Hintergrunde sichtbar. Zu beiden Seiten zierlich geschnittene Lindenbäume; unter denselben links sitzen zechende und schmausende Bürgersleute, gekleidet in der niederländischen Tracht des sechzehnten Jahrhunderts. Unfern sieht man auch mit Armbrüsten bewaffnete Schützen, die nach einem auf einen hohen Pfahl gepflanzten Vogel schießen. Überall Kirmesjubel, Schaubuden, Musikanten, Puppenspiel, umherspringende Pickelheringe und fröhliche Gruppen. In der Mitte der Scene ein Rasenplatz, wo die Honoratioren tanzen. —

Der Vogel ist herabgeschossen, und der Sieger hält als Schützenkönig seinen Triumphzug. Eine feiste Bierbrauerfigur, auf dem Haupte eine enorme Krone, woran eine Menge Glöckchen, Bauch und

Rücken behängt mit großen Schilden von Goldblech, und solchermaßen mit Geklingel und Gerassel einherstolzierend. Vor ihm marschieren Trommler und Pfeifer, auch der Fahnenträger, ein kurzbeiniger Knirps, der mit einer ungeheuern Fahne die drolligsten Schwenkungen verrichtet; die ganze Schützengilde folgt gravitätisch hinterher. Vor dem dicken Bürgermeister und seiner nicht minder korpulenten Gattin, die nebst ihrem Töchterlein unter den Linden sitzen, wird die Fahne geschwenkt und neigen sich respektvoll die Vorüberziehenden. Jene erwidern die Salutation, und ihr Töchterlein, ein blondlockiges Jungfrauenbild aus der niederländischen Schule, kredenzt dem Schützenkönig den Ehrenbecher.

Trompetenstöße ertönen und auf einem hohen mit Laubwerk geschmückten Karren, der von zwei schwarzen Gäulen gezogen wird, erscheint der hochgelahrte Doktor Faust in scharlachrothem und goldbetresstem Quacksalberkostüme; dem Wagen voran, die Pferde lenkend, schreitet Mephistophela, ebenfalls in grell marktschreierischem Aufputz, reich bebändert und befiedert und in der Hand eine große Trompete, worauf sie zuweilen Fanfaren bläst, während sie eine das Volk heranlockende Reklame tanzt. Die Menge drängt sich alsbald um den Wagen, wo der fahrende Wunderdoktor allerlei Tränklein

und Mixturen gegen bare Bezahlung austheilt. Einige Personen bringen ihm in großen Flaschen ihren Urin zur Besichtigung. Andern reißt er die Zähne aus. Er thut sichtbare Mirakelkuren an verkrüppelten Kranken, die ihn geheilt verlassen und vor Freude tanzen. Er steigt endlich herab vom Wagen, der davonfährt, und vertheilt unter die Menge seine Phiolen, aus welchen man nur einige Tropfen zu genießen braucht, um von jedem Leibesübel geheilt und von der unbändigsten Tanzlust ergriffen zu werden. Der Schützenkönig, welcher den Inhalt einer Phiole verschluckt, empfindet dessen Zaubermacht, er ergreift Mephistophela und hopst mit ihr ein Pas de deux. Auch auf den bejahrten Bürgermeister und seine Gattin übt der Trank seine beinbewegende Wirkung, und Beide humpeln den alten Großvatertanz.

Während aber das sämmtliche Publikum im tollsten Wirbel sich umherdreht, hat Faust sich der Bürgermeisterstochter genaht, und, bezaubert von ihrer reinen Natürlichkeit, Zucht und Schöne, erklärt er ihr seine Liebe, und mit wehmüthigen, fast schüchternen Gebärden nach der Kirche deutend, wirbt er um ihre Hand. Auch bei den Eltern, die sich keuchend wieder auf ihre Bank niederlassen, wiederholt er seine Werbung; Jene sind mit dem Antrag

zufrieden, und auch die naive Schöne giebt endlich ihre verschämte Zustimmung. Letztere und Faust werden jetzt mit Blumensträußen geschmückt, und tanzen als Braut und Bräutigam ihre sittsam bürgerlichen Hymenäen. Der Doktor hat endlich im bescheiden süßen Stillleben das Hausglück gefunden, welches die Seele befriedigt. Vergessen sind die Zweifel und die schwärmerischen Schmerzgenüsse des Hochmuthgeistes, und er strahlt vor innerer Beseligung, wie der vergoldete Hahn eines Kirchthurms.

Es bildet sich der Brautzug mit hochzeitlichem Gepränge, und derselbe ist schon auf dem Wege zur Kirche, als Mephistophela plötzlich mit hohnlachenden Gebärden vor den Bräutigam tritt und ihn seinen idyllischen Gefühlen entreißt; sie scheint ihm zu befehlen, ihr unverzüglich von hinnen zu folgen. Faust widersetzt sich mit hervorbrechendem Zorn, und die Zuschauer sind bestürzt über diese Scene. Doch noch größerer Schrecken erfasst sie, als plötzlich auf Mephistophela's Beschwörung ein nächtliches Dunkel und das schrecklichste Gewitter hereinbricht. Sie fliehen angstvoll und flüchten sich in die nahe Kirche, wo eine Glocke zu läuten und eine Orgel zu rauschen beginnen, — ein frommes Gedröhne, welches mit dem blitzenden und donnernden

Höllenspektakel auf der Scene kontrastiert. Auch Faust hat sich wie die Andern in den Schoß der Kirche flüchten wollen, aber eine große schwarze Hand, die aus dem Boden hervorgriff, hat ihn zurückgehalten, während Mephistophela mit boshaft triumphierender Miene aus ihrem Mieder das Pergamentblatt hervorzieht, das der Doktor einst mit seinem Blute unterzeichnet hat; sie zeigt ihm, daß die Zeit des Kontraktes verflossen sei und Leib und Seele jetzt der Hölle gehöre. Vergebens macht Faust allerlei Einwendungen, vergebens legt er sich zuletzt aufs Jammern und Bitten — das Teufelsweib umtänzelt ihn mit allen Grimassen der Verhöhnung. Es öffnet sich der Boden, und es treten hervor die gräuelhaften Höllenfürsten, die gekrönten und sceptertragenden Ungethüme. In jubelnder Ronde verspotten sie ebenfalls den armen Doktor, den Mephistophela, die endlich sich in eine gräßliche Schlange verwandelt hat, mit wilder Umschlingung erdrosselt. Die ganze Gruppe versinkt unter Flammengeprassel in die Erde, während das Glockengeläute und die Orgelklänge, die vom Dome her ertönen, zu frommen, christlichen Gebeten auffordern.

Erläuterungen.

To

Lumley, Esq^re^,

Director

of the Theatre of Her Majesty the queen.

Dear Sir!

Eine leicht begreifliche Zagnis überfiel mich, als ich bedachte, dass ich zu meinem Ballette einen Stoff gewählt, den bereits unser großer Wolfgang Goethe, und gar in seinem größten Meisterwerke, behandelt hat. Wäre es aber schon gefährlich genug, bei gleichen Mitteln der Darstellung mit einem solchen Dichter zu wetteifern, wie viel halsbrechender müsste das Unternehmen sein, wenn man mit ungleichen Waffen in die Schranken treten wollte! In der That, Wolfgang Goethe hatte, um seine Gedanken auszusprechen, das ganze Arsenal der

redenden Künste zu seiner Verfügung, er gebot über alle Truhen des deutschen Sprachschatzes, der so reich ist an ausgeprägten Denkworten des Tiefsinns und uralten Naturlauten der Gemüthswelt, Zaubersprüche, die, im Leben längst verhallt, gleichsam als Echo in den Reimen des Goethischen Gedichtes wiederklingen und des Lesers Phantasie so wunderbar aufregen! Wie kümmerlich dagegen sind die Mittel, womit ich Ärmster ausgerüstet bin, um Das, was ich denke und fühle, zur äußern Erscheinung zu bringen! Ich wirke nur durch ein mageres Libretto, worin ich in aller Kürze andeute, wie Tänzer und Tänzerinnen sich gehaben und gebärden sollen, und wie ich mir dabei die Musik und die Dekorationen ungefähr denke. Und dennoch habe ich es gewagt, einen Doktor Faustus zu dichten in der Form eines Balletts, rivalisierend mit dem großen Wolfgang Goethe, der mir sogar die Jugendfrische des Stoffes vorweggenommen, und zur Bearbeitung desselben sein langes blühendes Götterleben anwenden konnte, — während mir, dem bekümmerten Kranken, von Ihnen, verehrter Freund, nur ein Termin von vier Wochen gestellt ward, binnen welchem ich Ihnen mein Werk liefern musste.

Die Grenzen meiner Darstellungsmittel konnte ich leider nicht überschreiten, aber innerhalb der-

selben habe ich geleistet, was ein braver Mann zu leisten vermag, und ich habe wenigstens einem Verdienste nachgestrebt, dessen sich Goethe keineswegs rühmen darf; in seinem Faustgedichte nämlich vermissen wir durchgängig das treue Festhalten an der wirklichen Sage, die Ehrfurcht vor ihrem wahrhaftigen Geiste, die Pietät für ihre innere Seele, eine Pietät, die der Skeptiker des achtzehnten Jahrhunderts (und ein Solcher blieb Goethe bis an sein seliges Ende) weder empfinden noch begreifen konnte! Er hat sich in dieser Beziehung einer Willkür schuldig gemacht, die auch ästhetisch verdammenswerth war, und die sich zuletzt an dem Dichter selbst gerächt hat. Ja, die Mängel seines Gedichts entsprangen aus dieser Versündigung, denn indem er von der frommen Symmetrie abwich, womit die Sage im deutschen Volksbewusstsein lebte, konnte er das Werk nach dem neu ersonnenen ungläubigen Bauriss nie ganz ausführen, es ward nie fertig, wenn man nicht etwa jenen lendenlahmen zweiten Theil des Faustes, welcher vierzig Jahre später erschien, als die Vollendung des ganzen Poems betrachten will. In diesem zweiten Theile befreit Goethe den Nekromanten aus den Krallen des Teufels, er schickt ihn nicht zur Hölle, sondern lässt ihn triumphierend einziehen ins Himmelreich, unter dem

Geleite tanzender Englein, katholischer Amoretten, und das schauerliche Teufelsbündnis, das unsern Vätern so viel haarsträubendes Entsetzen einflößte, endigt wie eine frivole Farce, — ich hätte fast gesagt: wie ein Ballett.

Mein Ballett enthält das Wesentlichste der alten Sage vom Doktor Faustus, und indem ich ihre Hauptmomente zu einem dramatischen Ganzen verknüpfte, hielt ich mich auch in den Details ganz gewissenhaft an den vorhandenen Traditionen, wie ich sie zunächst vorfand in den Volksbüchern, die bei uns auf den Märkten verkauft werden, und in den Puppenspielen, die ich in meiner Kindheit tragieren sah.

Die Volksbücher, die ich hier erwähne, sind keineswegs gleichlautend. Die meisten sind willkürlich zusammengestoppelt aus zwei ältern großen Werken über Faust, die, nebst den sogenannten Höllenzwängen, als die Hauptquellen für die Sage zu betrachten sind. Diese Bücher sind in solcher Beziehung zu wichtig, als dass ich Ihnen nicht genauere Auskunft darüber geben müsste. Das älteste dieser Bücher über Faust ist 1587 zu Frankfurt erschienen bei Johann Spies, der es nicht bloß gedruckt, sondern abgefasst zu haben scheint, obgleich er in einer Zueignung an seine Gönner sagt, dass er das Manuskript von einem Freunde aus Speier erhalten.

Dieses alte Frankfurter Faustbuch ist weit poetischer, weit tiefsinniger und weit symbolischer abgefasst, als das andere Faustbuch, welches Georg Rudolph Widman geschrieben und 1599 zu Hamburg herausgegeben. Letzteres jedoch gelangte zu größerer Verbreitung, vielleicht weil es mit homiletischen Betrachtungen durchwässert und mit gravitätischen Gelehrsamkeiten gespickt ist. Das bessere Buch ward dadurch verdrängt und versank schier in Vergessenheit. Beiden Büchern liegt die wohlgemeinteste Verwarnung gegen Teufelsbündnisse, ein frommer Zweck, zum Grunde. Die dritte Hauptquelle der Faustsage, die sogenannten Höllenzwänge, sind Geisterbeschwörungsbücher, die zum Theil in lateinischer, zum Theil in deutscher Sprache abgefasst und dem Doktor Faust selbst zugeschrieben sind. Sie sind sehr wunderlich von einander abweichend und kursieren auch unter verschiedenen Titeln. Der famoseste der Höllenzwänge ist „Der Meergeist“ genannt; seinen Namen flüsterte man nur mit Zittern, und das Manuskript lag in den Klosterbibliotheken mit einer eisernen Kette angeschlossen. Dieses Buch ward jedoch durch frevelhafte Indiskretion im Jahr 1692 zu Amsterdam bei Holbek in dem Kohlsteg gedruckt.

Die Volksbücher, welche aus den angegebenen Quellen entstanden sind, benutzten auch mitunter

ein eben so merkwürdiges Opus über Doktor Faust's zauberkundigen Famulus, der Christoph Wagner geheißen und dessen Abenteuer und Schwänke nicht selten seinem berühmten Lehrer zugeschrieben werden. Der Verfasser, der sein Werk 1594, angeblich nach einem spanischen Originale, herausgab, nennt sich Tholeth Schotus. Wenn es wirklich aus dem Spanischen übersetzt, was ich aber bezweifle, so ist hier eine Spur, woraus sich die merkwürdige Übereinstimmung der Faustsage mit der Sage vom Don Juan ermitteln ließe.

Hat es in der Wirklichkeit jemals einen Faust gegeben? Wie manchen andern Wunderthäter, hat man auch den Faust für einen bloßen Mythos erklärt. Ja, es ging ihm gewissermaßen noch schlimmer: die Polen, die unglücklichen Polen, haben ihn als ihren Landsmann reklamiert, und sie behaupten, er sei noch heutigen Tages bei ihnen bekannt unter dem Namen Twardowski. Es ist wahr, nach frühesten Nachrichten über Faust hat Derselbe auf der Universität zu Krakau die Zauberkunst studiert, wo sie öffentlich gelehrt ward als freie Wissenschaft, was sehr merkwürdig; es ist auch wahr, daß die Polen damals große Hexenmeister gewesen, was sie heut zu Tage nicht sind; aber unser Doktor Johannes Faustus ist eine so grundehrliche, wahrheit-

liche, tiefsinnig naive, nach dem Wesen der Dinge lechzende, und selbst in der Sinnlichkeit so gelehrte Natur, dass er nur eine Fabel oder ein Deutscher sein konnte. Es ist aber an seiner Existenz gar nicht zu zweifeln, die glaubwürdigsten Personen geben davon Kunde, z. B. Johannes Wierus, der das berühmte Buch über das Hexenwesen geschrieben, dann Philipp Melanchthon, der Waffenbruder Luther's, sowie auch der Abt Tritheim, ein großer Gelehrter, welcher ebenfalls mit Geheimnissen sich abgab und daher, beiläufig gesagt, vielleicht aus Handwerksneid den Faust herabzuwürdigen und ihn als einen unwissenden Marktschreier darzustellen suchte. Nach den eben erwähnten Zeugnissen von Wierus und Melanchthon war Faust gebürtig aus Kundlingen, einem kleinen Städtchen in Schwaben. Beiläufig muss ich hier bemerken, dass die oben erwähnten Hauptbücher über Faust von einander abweichen in der Angabe seines Geburtsorts. Nach der älteren Frankfurter Version ist er als eines Bauern Sohn zu Rod bei Weimar geboren. In der Hamburger Version von Widman heißt es hingegen: „Faustus ist gebürtig gewesen aus der Grafschaft Anhalt, unb haben seine Eltern gewohnt in der Mark Soltwedel, die waren fromme Bauersleute.“

In einer Denkschrift über den fürtrefflichen und ehrenfesten Bandwurmdoktor Calmonius, womit ich mich jetzt beschäftige, finde ich Gelegenheit, bis zur Evidenz zu beweisen, daſs der wahre historische Faust kein Anderer ist, als jener Sabellicus, den der Abt Tritheim als einen Marktschreier und Erzschelm schilderte, welcher Gott und die Welt beſefelt habe. Der Umstand, daſs Derselbe auf einer Visitenkarte, die er an Tritheim schickte, sich „Faustus junior“ nannte, verleitete viele Schriftsteller zu der irrigen Annahme, als habe es einen älteren Zauberer dieses Namens gegeben. Das Beiwort „junior“ soll aber hier nur bedeuten, daſs der Faust einen Vater oder älteren Bruder besaß, der noch am Leben gewesen; was für uns von keiner Bedeutung ist. Ganz anders wäre es z. B., wenn ich unserm heutigen Calmonius das Epithet „junior“ beilegen wollte, indem ich dadurch auf einen ältern Calmonius hindeuten würde, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gelebt und ebenfalls ein großer Prahlhans und Lügner gewesen sein mochte; er rühmte sich z. B. der vertrauten Freundschaft Friedrich's des Großen und erzählte oft, wie der König eines Morgens mit der ganzen Armee vor seinem Hause vorbeimarschiert sei und, vor seinem Fenster stille haltend, zu ihm hinauf gerufen habe: „Adies, Calmonius, ich gehe

jetzt in den siebenjährigen Krieg, und ich hoffe Ihn einst gesund wieder zu sehen!“

Viel verbreitet im Volke ist der Irrthum, unser Zauberer sei auch derselbe Faust, welcher die Buchdruckerkunst erfunden. Dieser Irrthum ist bedeutungsvoll und tiefsinnig. Das Volk identificierte die Personen, weil es ahnte, daß die Denkweise, die der Schwarzkünstler repräsentiert, in der Erfindung des Buchdrucks das furchtbarste Werkzeug der Verbreitung gefunden, und dadurch eine Solidarität zwischen Beiden entstanden. Jene Denkweise ist aber das Denken selbst in seinem Gegensatze zum blinden Credo des Mittelalters, zum Glauben an alle Autoritäten des Himmels und der Erde, einem Glauben an Entschädigung dort oben für die Entsagungen hienieden, wie die Kirche ihn dem knienden Köhler vorbetete. Faust fängt an zu denken, seine gottlose Vernunft empört sich gegen den heiligen Glauben seiner Väter, er will nicht länger im Dunkeln tappen und dürftig lungern, er verlangt nach Wissenschaft, nach weltlicher Macht, nach irdischer Lust, er will wissen, können und genießen, — und, um die symbolische Sprache des Mittelalters zu reden, er fällt ab von Gott, verzichtet auf seine himmlische Seligkeit und huldigt dem Satan und dessen irdischen Herrlichkeiten. Diese Revolte und ihre Doktrin ward

nun eben durch die Buchdruckerkunst so zauberhaft gewaltig gefördert, dass sie im Laufe der Zeit nicht bloß hochgebildete Individuen, sondern sogar ganze Volksmassen ergriffen. Vielleicht hat die Legende von Johannes Faustus desshalb einen so geheimnisvollen Reiz für unsre Zeitgenossen, weil sie hier so naiv fasslich den Kampf dargestellt sehen, den sie selber jetzt kämpfen, den modernen Kampf zwischen Religion und Wissenschaft, zwischen Autorität und Vernunft, zwischen Glauben und Denken, zwischen demüthigem Entsagen und frecher Genussſucht — ein Todeskampf, wo uns am Ende vielleicht ebenfalls der Teufel holt, wie den armen Doktor aus der Grafschaft Anhalt oder Kundlingen in Schwaben.

Ja, unser Schwarzkünstler wird in der Sage nicht selten mit dem ersten Buchdrucker identificiert. Dies geschieht namentlich in den Puppenspielen, wo wir den Faust immer in Mainz finden, während die Volksbücher Wittenberg als sein Domicil bezeichnen. Es ist tief bedeutsam, dass hier der Wohnort des Faustes, Wittenberg, auch zugleich die Geburtsstätte und das Laboratorium des Protestantismus ist.

Die Puppenspiele, deren ich abermals erwähne, sind nie im Druck erschienen, und erst jüngst hat einer meiner Freunde nach den handschriftlichen Texten

ein solches Opus herausgegeben. Dieser Freund ist Herr Karl Simrock, welcher mit mir auf der Universität zu Bonn die Schlegel'schen Kollegien über deutsche Alterthumskunde und Metrik hörte, auch manchen guten Schoppen Rheinwein mit mir ausstach und sich solchermaßen in den Hilfswissenschaften perfektionierte, die ihm später zu Statten kamen bei der Herausgabe des alten Puppenspiels. Mit Geist und Takt restaurierte er die verlorenen Stellen, wählte er die vorhandenen Varianten, und die Behandlung der komischen Person bezeugt, daſs er auch über deutsche Hanswürste, wahrscheinlich ebenfalls im Kollegium August Wilhelm Schlegel's zu Bonn, die besten Studien gemacht hat. Wie köstlich ist der Anfang des Stücks, wo Faust allein im Studierzimmer bei seinen Büchern sitzt und folgenden Monolog hält:

So weit hab ich's nun mit Gelehrsamkeit gebracht,
Daſs ich aller Orten werd' ausgelacht.
Alle Bücher durchstöbert von vorne bis hinten,
Und kann doch den Stein der Weisen nicht finden.
Jurisprudenz, Medicin, Alles umsunst,
Kein Heil als in der nekromantischen Kunst.
Was half mir das Studium der Theologie?
Meine durchwachten Nächte, wer bezahlt mir die?

Keinen heilen Rock hab' ich mehr am Leibe,
Und weiß vor Schulden nicht, wo ich bleibe.
Ich muſs mich mit der Hölle verbünden,
Die verborgenen Tiefen der Natur zu ergründen,
Aber um die Geister zu citieren,
Muſs ich mich in der Magie informieren.

Die hierauf folgende Scene enthält hoch poetische und tief ergreifende Motive, die einer großen Tragödie würdig wären, und auch wirklich größern dramatischen Dichtungen entlehnt sind. Diese Dichtungen sind zunächst der Faust von Marlow, ein geniales Meisterwerk, dem augenscheinlich die Puppenspiele nicht bloß in Bezug auf den Inhalt, sondern auch in Betreff der Form nachgeahmt sind. Marlow's Faust mag auch andern englischen Dichtern seiner Zeit bei der Behandlung desselben Stoffes zum Vorbild gedient haben, und Stellen aus solchen Stücken sind dann wieder in die Puppenspiele übergegangen. Solche englische Faustkomödien sind wahrscheinlich später ins Deutsche übersetzt und von den sogenannten englischen Komödianten gespielt worden, die auch schon die besten Shakspeare'schen Werke auf deutschen Brettern tragierten. Nur das Repertoir jener englischen Komödianten-Gesellschaft ist uns nothdürftig überliefert; die Stücke selbst,

die nie gedruckt wurden, sind jedoch verschollen und erhielten sich vielleicht auf Winkeltheatern oder bei herumziehenden Truppen niedrigsten Ranges. So erinnere ich mich selbst, dass ich zweimal von solchen Kunstvagabunden das Leben des Faust's spielen sah, und zwar nicht in der Bearbeitung neuerer Dichter, sondern wahrscheinlich nach Fragmenten alter, längst verschollener Schauspiele. Das erste dieser Stücke sah ich vor fünfundzwanzig Jahren in einem Winkeltheater auf dem sogenannten Hamburger Berge zwischen Hamburg und Altona. Ich erinnere mich, die citierten Teufel erschienen alle tief vermummt in grauen Laken. Auf die Anrede Faust's: „Seid ihr Männer oder Weiber?" antworteten sie: „Wir haben kein Geschlecht." Faust fragt ferner, wie sie eigentlich aussähen unter ihrer grauen Hülle, und sie erwidern: „Wir haben keine Gestalt, die uns eigen wäre, wir entlehnen nach deinem Belieben jede Gestalt, worin du uns zu erblicken wünschest; wir werden immer aussehen wie deine Gedanken." Nach abgeschlossenem Vertrag, worin ihm Kenntnis und Genuss aller Dinge versprochen wird, erkundigt sich Faust zunächst nach der Beschaffenheit des Himmels und der Hölle, und hierüber belehrt, bemerkt er, dass es im Himmel zu kühl und in der Hölle zu heiß sein müsse; am leidlichsten sei das Klima wohl

auf unserer lieben Erde. Die köstlichsten Frauen dieser lieben Erde gewinnt er durch den magischen Ring, der ihm die blühendste Jugendgestalt, Schönheit und Anmuth, auch die brillanteste Ritterkleidung verleiht. Nach vielen durchschlemmten und verluderten Jahren hat er noch ein Liebesverhältnis mit der Signora Lukretia, der berühmtesten Kourtisane von Venedig; er verlässt sie aber verrätherisch und schifft nach Athen, wo sich die Tochter des Herzogs in ihn verliebt und ihn heirathen will. Die verzweifelnde Lukretia sucht Rath bei den Mächten der Unterwelt, um sich an dem Ungetreuen zu rächen, und der Teufel vertraut ihr, dass alle Herrlichkeit des Faust mit dem Ringe schwinde, den er am Zeigefinger trage. Signora Lukretia reist nun in Pilgertracht nach Athen, und gelangt dort an den Hof, als eben Faust, hochzeitlich geschmückt, der schönen Herzogstochter die Hand reichen will, um sie zum Altar zu führen. Aber der vermummte Pilger, das rachsüchtige Weib, reißt dem Bräutigam hastig den Ring vom Finger, und plötzlich verwandeln sich die jugendlichen Gesichtszüge des Faust in ein runzlichtes Greisenantlitz mit zahnlosem Munde; statt der goldenen Lockenfülle umflattert nur noch spärliches Silberhaar den armen Schädel; die funkelnde, purpurne Pracht fällt wie dürres Laub von dem

gebückten, schlottrigen Leib, den jetzt nur schäbige Lumpen bedecken. Aber der entzauberte Zauberer merkt nicht, daſs er sich solcherweise verändert oder vielmehr, daſs Körper und Kleider jetzt die wahre Zerstörnis offenbaren, die sie seit zwanzig Jahren erlitten, während höllisches Blendwerk dieselbe unter erlogener Herrlichkeit den Augen der Menschen verbarg; er begreift nicht, warum das Hofgesinde mit Ekel von ihm zurückweicht, warum die Prinzessin ausruft: Schafft mir den alten Bettler aus den Augen! Da hält ihm die vermummte Lukretia schadenfroh einen Spiegel vor, er sieht darin mit Beschämung seine wirkliche Gestalt, und wird von der frechen Dienerschaft zur Thür hinausgetreten, wie ein räudiger Hund. —

Das andere Faust-Drama, dessen ich oben erwähnt, sah ich zur Zeit eines Pferdemarktes in einem hannövrischen Flecken. Auf freier Wiese war ein kleines Theater aufgezimmert, und trotzdem daſs am hellen Tage gespielt ward, wirkte die Beschwörungs-Scene hinlänglich schauervoll. Der Dämon, welcher erschien, nannte sich nicht Mephistopheles, sondern Astaroth, ein Name, welcher ursprünglich vielleicht identisch ist mit dem Namen der Astarte, obgleich Letztere in den Geheimschriften der Magiker für die Gattin des Astaroth's gehalten wird. Diese

Astarte wird in jenen Schriften dargestellt mit zwei Hörnern auf dem Haupte, die einen Halbmond bilden, wie sie denn wirklich einst in Phönicien als eine Mondgöttin verehrt und desshalb von den Juden, gleich allen anderen Gottheiten ihrer Nachbaren, für einen Teufel gehalten ward. König Salomon der Weise hat sie jedoch heimlich angebetet, und Byron hat in seinem Faust, den er Manfred nannte, sie gefeiert. In dem Puppenspiele, das Simrock herausgegeben, heißt das Buch, wodurch Faust verführt wird: Clavis Astarti de magica.

In dem Stücke, wovon ich reden wollte, bevorwortet Faust seine Beschwörung mit der Klage, er sei so arm, dass er immer zu Fuße laufen müsse und nicht einmal von der Kuhmagd geküsst werde; er wolle sich dem Teufel verschreiben, um ein Pferd und eine schöne Prinzessin zu bekommen. Der beschworene Teufel erscheint zuerst in der Gestalt verschiedener Thiere, eines Schweins, eines Ochsen, eines Affen, doch Faust weist ihn zurück mit dem Bedeuten: „Du musst bösartiger aussehen, um mir Schrecken einzuflößen.“ Der Teufel erscheint alsdann wie ein Löwe brüllend, quaerens quem devorat — Auch jetzt ist er dem kecken Nekromanten nicht furchtbar genug, er muss sich mit eingekniffenem Schweife in die Koulissen zurückziehen und kehrt

wieder als eine riesige Schlange. „Du bist noch nicht entsetzlich und grauenhaft genug,“ sagte Faust. Der Teufel muſs nochmals beschämt von dannen trollen, und jetzt sehen wir ihn hervortreten in der Gestalt eines Menschen von schönster Leibesbildung und gehüllt in einen rothen Mantel. Faust giebt ihm seine Verwunderung darüber zu erkennen, und der Rothmantel antwortet: „Es ist nichts Entsetzlicheres und Grauenhafteres als der Mensch, in ihm grunzt und brüllt und meckert und zischt die Natur aller andern Thiere, er ist so unfläthig wie ein Schwein, so brutal wie ein Ochse, so lächerlich wie ein Affe, so zornig wie ein Löwe, so giftig wie eine Schlange, er ist ein Kompositum der ganzen Animalität.“

Die sonderbare Übereinstimmung dieser alten Komödianten-Tirade mit einer der Hauptlehren der neuern Naturphilosophie, wie sie besonders Oken entwickelt, frappierte mich nicht wenig. Nachdem der Teufelsbund geschlossen, bringt Astaroth mehrere schöne Weiber in Vorschlag, die er dem Faust anpreist, z. B. die Judith. „Ich will keine Kopfabschneiderin,“ antwortet Jener. Willst du die Kleopatra? fragt alsdann der Geist. „Auch Diese nicht,“ erwidert Faust, „sie ist zu verschwenderisch, zu kostspielig und hat sogar den reichen Antonius ruinieren können; sie säuft Perlen.“ So rekommandiere ich dir

die schöne Helena von Sparta, spricht lächelnd der Geist, und setzt ironisch hinzu: Mit dieser Person kannst du Griechisch sprechen. Der gelehrte Doktor ist entzückt über diese Proposition und fordert jetzt, dass der Geist ihm körperliche Schönheit und ein prächtiges Kleid verleihe, damit er erfolgreich mit dem Ritter Paris wetteifern könne; außerdem verlangt er ein Pferd, um gleich nach Troja zu reiten. Nach erlangter Zusage geht er ab mit dem Geiste, und Beide kommen alsbald außerhalb der Theaterbude zum Vorschein, und zwar auf zwei hohen Rossen. Sie werfen ihre Mäntel von sich, und Faust sowohl als Astaroth sehen wir jetzt im glänzendsten Flitterstaate englischer Reiter die erstaunlichsten Reitkunststücke verrichten, angestaunt von den versammelten Rosskämmen, die mit hannöverisch rothen Gesichtern im Kreise umherstanden und vor Entzücken auf ihre gelbledernen Hosen schlugen, dass es klatschte, wie ich noch nie bei einer dramatischen Vorstellung klatschen hörte. Astaroth ritt aber wirklich allerliebst und war ein schlankes, hübsches Mädchen mit den größten schwarzen Augen der Hölle. Auch Faust war ein schmucker Bursche in seinem brillanten Reiterkostüme, und er ritt besser als alle anderen deutschen Doktoren, die ich jemals zu Pferde gesehen. Er jagte mit Astaroth um die Schaubühne

herum, wo man jetzt die Stadt Troja und auf den Zinnen derselben die schöne Helena erblickte.

Unendlich bedeutungsvoll ist die Erscheinung der schönen Helena in der Sage vom Doktor Faust. Sie charakterisiert zunächst die Epoche, in welcher dieselbe entstanden und giebt uns wohl den geheimsten Aufschluſs über die Sage selbst. Jenes ewig blühende Ideal von Anmuth und Schönheit, jene Helena von Griechenland, die eines Morgens zu Wittenberg als Frau Doktorin Faust ihre Aufwartung macht, ist eben Griechenland und das Hellenenthum selbst, welches plötzlich im Herzen Deutschlands emportaucht, wie beschworen durch Zaubersprüche. Das magische Buch aber, welches die stärksten jener Zaubersprüche enthielt, hieß Homeros, und dieses war der wahre, große Höllenzwang, welcher den Faust und so viele seiner Zeitgenossen köderte und verführte. Faust, sowohl der historische als der sagenhafte, war einer jener Humanisten, welche das Griechenthum, griechische Wissenschaft und Kunst, in Deutschland mit Enthusiasmus verbreiteten. Der Sitz jener Propaganda war damals Rom, wo die vornehmsten Prälaten dem Kultus der alten Götter anhingen, und sogar der Papst, wie einst sein Reichsvorgänger Konstantinus, das Amt eines Pontifex Maximus des Heidenthums mit der Würde

eines Oberhauptes der christlichen Kirche kumulierte. Es war die sogenannte Zeit der Wiederauferstehung oder, besser gesagt, der Wiedergeburt der antiken Weltanschauung, wie sie auch ganz richtig mit dem Namen Renaissance bezeichnet wird. In Italien konnte sie leichter zur Blüthe und Herrschaft gelangen, als in Deutschland, wo ihr durch die gleichzeitige neue Bibelübersetzung auch die Wiedergeburt des judäischen Geistes, die wir die evangelische Renaissance nennen möchten, so bilderstürmend fanatisch entgegentrat. Sonderbar! die beiden großen Bücher der Menschheit, die sich vor einem Jahrtausend so feindlich befehdet und wie kampfmüde während dem ganzen Mittelalter vom Schauplatz zurückgezogen hatten, der Homer und die Bibel, treten zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts wieder öffentlich in die Schranken. Wenn ich oben aussprach, daſs die Revolte der realistischen, sensualistischen Lebenslust gegen die spiritualistisch altkatholische Ascese, die eigentliche Idee der Faustsage ist, so will ich hier darauf hindeuten, wie jene sensualistische, realistische Lebenslust selbst im Gemüthe der Denker zunächst dadurch entstanden ist, daſs dieselben plötzlich mit den Denkmalen griechischer Kunst und Wissenschaft bekannt wurden, daſs sie den Homer lasen, so wie auch die Originalwerke von Plato

und Aristoteles. In diese beiden hat Faust, wie die Tradition ausdrücklich erzählt, sich so sehr vertieft, dass er sich einst vermaß: gingen jene Werke verloren, so würde er sie aus dem Gedächtnisse wieder herstellen können, wie weiland Esra mit dem alten Testamente gethan. Wie tief Faust in den Homer eingedrungen, merken wir durch die Sage, dass er den Studenten, die bei ihm ein Kollegium über diesen Dichter hörten, die Helden des trojanischen Krieges in Person vorzuzaubern wusste. In derselben Weise beschwor er ein andermal zur Unterhaltung seiner Gäste eben die schöne Helena, die er später für sich selber vom Teufel begehrte und bis zu seinem unseligen Ende besaß, wie das ältere Faustbuch berichtet. Das Buch von Widman übergeht diese Geschichten, und der Verfasser äußert sich mit den Worten:

„Ich mag dem christlichen Leser nicht fürenthalten, dass ich an diesem Orte etliche Historien von D. Johanne Fausto gefunden, welche ich aus hochbedenklichen christlichen Ursachen nicht habe hierher setzen wollen, als: dass ihn der Teufel noch fortan vom Ehestand abgehalten und in sein höllisches, abscheuliches Hurennetz gejagt, ihm auch Helenam aus der Hölle zur Beischläferin zugeordnet hat, die ihm auch fürs Erste ein erschreckliches Mon-

strum, und darnach einen Sohn mit Namen Justum geboren.“

Die zwei Stellen im älteren Faustbuch, welche sich auf die schöne Helena beziehen, lauten wie folgt:

„Am weißen Sonntag kamen oftgemeldete Studenten unversehens wieder in D. Fausti Behausung zum Nachtessen, brachten ihr Essen und Trank mit sich, welches angenehme Gäste waren. Als nun der Wein einging, wurde am Tisch von schönen Weibsbildern geredet, da Einer unter ihnen anfing, dass er kein Weibsbild lieber sehen wollte, als die schöne Helenam aus Graecia, derowegen die schöne Stadt Troja zu Grund gegangen wäre, sie müsste schön gewesen sein, weil sie so oft geraubt worden, und wodurch solche Empörung entstanden wäre. Weil ihr denn so begierig seid, die schöne Gestalt der Königin Helenae, Menelai Hausfrau, oder Tochter Tyndari und Ledae, Castoris und Pollucis Schwester (welche die Schönste in Graecia gewesen sein soll), zu sehen, will ich euch Dieselbe fürstellen, damit ihr persönlich ihren Geist in Form und Gestalt, wie sie im Leben gewesen, sehen sollt, dergleichen ich auch Kaiser Carolo Quinto auf sein Begehren, mit Fürstellung Kaiser Alexandri Magni und seiner Gemahlin, willfahren habe. Darauf verbot D. Faustus, dass Keiner Nichts reden sollte, noch vom Tische

aufstehen oder sie zu empfahen sich anmaßen, und geht zur Stube hinaus. Als er wieder hineingeht, folgte ihm die Königin Helena auf dem Fuße nach, so wunderschön, dass die Studenten nicht wussten, ob sie bei sich selbst wären oder nicht, so verwirrt und inbrünstig waren sie. Diese Helena erschien in einem köstlichen schwarzen Purpurkleid, ihr Haar hatte sie herabhangen, das so schön und herrlich als Goldfarbe schien, auch so lang, dass es ihr bis in die Kniebiegen hinabging, mit schönen kohlschwarzen Augen, ein lieblich Angesicht, mit einem runden Köpflein, ihre Lefzen roth wie Kirschen, mit einem kleinen Mündlein, einen Hals wie ein weißer Schwan, rothe Bäcklein wie ein Röslein, ein überaus schön gleißend Angesicht, eine länglichte aufgerichtete grade Person. In Summa, es war an ihr kein Untädlein zu finden, sie sahe sich allenthalben in der Stube um, mit gar frechem und bübischem Gesicht, dass die Studenten gegen sie in Liebe entzündet wurden; weil sie es aber für einen Geist achteten, verginge ihnen solche Brunst leichtlich, und ging also Helena mit D. Fausto wiederum zur Stube hinaus. Als die Studenten solches Alles gesehen, baten sie D. Faustum, er solle ihnen so Viel zu Gefallen thun, und sie morgen wiederum fürstellen, so wollten sie einen Maler mit sich bringen, Der sollte sie abkon-

terfeien, welches ihnen aber D. Faustus abschlug und sagte, dass er ihren Geist nicht alle Zeit erwecken könnte. Er wollte ihnen aber ein Konterfei davon zukommen lassen, welches sie, die Studenten, abreißen lassen möchten, was dann auch geschah, und welches die Maler hernach weit hin und wieder schickten, denn es war eine sehr herrliche Gestalt eines Weibsbildes. Wer aber solches Gemälde dem Fausto abgerissen, hat man nicht erfahren können. Die Studenten aber, als sie zu Bett gekommen, haben wegen der Gestalt und Form, so sie sichtbarlich gesehen, nicht schlafen können. Hieraus ist dann zu sehen, dass der Teufel oft die Menschen in Liebe entzündet und verblendet, dass man ins Hurenleben geräth, und hernach nicht leicht wieder herauszubringen ist."

Später heißt es in dem alten Buche:

„Damit nun der elende Faustus seines Fleisches Lüsten genugsam Raum gebe, fällt ihm um Mitternacht, als er erwachte, die Helena aus Graecia, die er vormals den Studenten am weißen Sonntag erweckt hat, in den Sinn, derhalben er Morgens seinen Geist anmahnt, er sollte ihm die Helenam darstellen, die seine Konkubine sein möchte, was auch geschah, und diese Helena war ebenmäßiger Gestalt, wie er sie den Studenten erweckt hat,

mit lieblichem und holdseligem Anblicke. Als nun D. Faustus Solches sah, hat sie ihm sein Herz dermaßen gefangen, dass er mit ihr anfing zu buhlen und sie für sein Schlafweib bei sich behielt, die er so lieb gewann, dass er schier keinen Augenblick von ihr sein konnte, wurde also im letzten Jahre schwangeres Leibs von ihm, gebar ihm einen Sohn, dessen sich Faustus heftig freute, und ihn Justum Faustum nannte. Dies Kind erzählete D. Fausto viel' zukünftige Dinge, die in allen Ländern sollten geschehen. Als er aber hernach um sein Leben kam, verschwanden zugleich mit ihm Mutter und Kind."

Da die meisten Volksbücher über Faust aus dem Widman'schen Werke entstanden, so geschieht darin von der schönen Helena nur kärgliche Erwähnung, und ihre Bedeutsamkeit konnte leicht übersehen werden. Auch Goethe übersah sie anfänglich, wenn er überhaupt, als er den ersten Theil des Faust schrieb, jene Volksbücher kannte und nicht bloß in den Puppenspielen schöpfte. Erst vier Decennien später, als er den zweiten Theil zum Faust dichtete, lässt er darin auch die Helena auftreten, und in der That, er behandelte sie con amore. Es ist das Beste, oder vielmehr das einzig Gute, in besagtem zweiten Theile, in dieser allegorischen und labyrinthischen Wildnis, wo jedoch plötzlich auf erhabenem

Postamente ein wunderbar vollendetes griechisches Marmorbild sich erhebt und uns mit den weißen Augen so heidengöttlich liebreizend anblickt, daſs uns fast wehmüthig zu Sinne wird. Es ist die kostbarste Statue, welche jemals das Goethe'sche Atelier verlassen und man sollte kaum glauben, daſs eine Greisenhand sie gemeißelt. Sie ist aber auch vielmehr ein Werk des ruhig besonnenen Bildens, als eine Geburt der begeisterten Phantasie, welche letztere bei Goethe nie mit besonderer Stärke hervorbrach, bei ihm ebenso wenig wie bei seinen Lehrmeistern und Wahlverwandten, ich möchte fast sagen: bei seinen Landsleuten, den Griechen. Auch Diese besaßen mehr harmonischen Formensinn als überschwellende Schöpfungsfülle, mehr gestaltende Begabnis als Einbildungskraft, ja, ich will die Ketzerei aussprechen, mehr Kunst als Poesie.

Sie werden, theuerster Freund, nach obigen Andeutungen leicht begreifen, warum ich der schönen Helena einen ganzen Akt in meinem Ballette gewidmet habe. Die Insel, wohin ich sie versetzt, ist übrigens nicht von meiner eigenen Erfindung. Die Griechen hatten sie schon längst entdeckt, und nach der Behauptung der alten Autoren, besonders des Pausanias und des Plinius, lag sie im Pontus Euxinus, ungefähr bei der Mündung der Donau,

und sie führte den Namen Achillea, wegen des Tempels des Achilles, der sich darauf befand. Er selbst, hieß es, der aus dem Grab erstandene Pelide, wandle dort umher in Gesellschaft der andern Berühmtheiten des Trojanischen Krieges, worunter auch die ewig blühende Helena von Sparta. Heldenthum und Schönheit müssen zwar frühzeitig untergehen, zur Freude des Pöbels und der Mittelmäßigkeit, aber großmüthige Dichter entreißen sie der Gruft und bringen sie rettend nach irgend einer glückseligen Insel, wo weder Blumen noch Herzen welken.

Ich habe über den zweiten Theil des Goethe'schen Faustes etwas mürrisch abgeurtheilt, aber ich kann wirklich nicht Worte finden, um meine ganze Bewunderung auszusprechen über die Art und Weise, wie die schöne Helena darin behandelt ist. Hier blieb Goethe auch dem Geiste der Sage getreu, was leider, wie ich schon bemerkt, so selten bei ihm der Fall, ein Tadel, den ich nicht oft genug wiederholen kann. In dieser Beziehung hat sich am meisten der Teufel über Goethe zu beklagen. Sein Mephistopheles hat nicht die mindeste innere Verwandtschaft mit dem wahren „Mephostophiles," wie ihn die älteren Volksbücher nennen. Auch hier bestärkt sich meine Vermuthung, daß Goethe letztere nicht kannte, als er den ersten Theil des Faustes schrieb.

Er hätte sonst in keiner so säuisch spaßhaften, so cynisch skurrilen Maske den Mephistopheles erscheinen lassen. Dieser ist kein gewöhnlicher Höllenlump, er ist ein „subtiler Geist," wie er sich selbst nennt, sehr vornehm und nobel und hochgestellt in der unterweltlichen Hierarchie, im höllischen Gouvernemente, wo er einer jener Staatsmänner ist, woraus man einen Reichskanzler machen kann. Ich verlieh ihm daher eine Gestalt, die seiner Würde angemessen. Verwandelte sich doch der Teufel immer am liebsten in ein schönes Frauenzimmer, und im älteren Faustbuche weiß auch Mephistopheles den armen Doktor in dieser Gestalt zu kirren, wenn den Ärmsten manchmal fromme Skrupel überschlichen. Das alte Faustbuch erzählt ganz naiv:

„Wenn der Faust allein war und dem Wort Gottes nachdenken wollte, schmücket sich der Teuffel in Gestalt einer schönen Frauwen für ihn, hälset ihn, und trieb mit ihm alle Unzucht, also daſs er des göttlichen Worts bald vergaß und in Wind schlug, und in seinem bösen Fürhaben fortfuhr."

Indem ich den Teufel und seine Gesellen als Tänzerinnen erscheinen lasse, bin ich der Tradition treuer geblieben, als Sie vermuthen. Daſs es zur Zeit des Doktor Faust schon Corps de ballets von Teufeln gegeben hat, ist keine Fiktion Ihres

Freundes, sondern es ist eine Thatsache, die ich mit Stellen aus dem Leben des Christoph Wagner, welcher Faust's Schüler war, beweisen kann. In dem sechzehnten Kapitel dieses alten Buches lesen wir, dass der arge Sünder ein Gastgelag in Wien gab, wo die Teufel in Frauenzimmergestalt mit Saitenspielen die schönste und lieblichste Musik machten, und andre Teufel „allerlei seltsame und unzüchtige Tänze tanzten." Auch in Affengestalt tanzten sie bei dieser Gelegenheit, und da heißt es: „Bald kamen zwölf Affen, die machten einen Reigen, tanzten französische Ballette, wie jetzt die Leute in Welschland, Frankreich und Deutschland zu thun pflegen, sprungen und hüpften sehr wohl, dass sich männiglich verwunderte." Der Teufel Auerhahn, der dem Wagner als dienender Geist angehörte, zeigte sich gewöhnlich in der Gestalt eines Affen. Er debütiert ganz eigentlich als Tanzaffe. Als Wagner ihn beschwur, ward er ein Affe, erzählt das alte Buch, und da heißt es: „Der sprang auf und nieder, tanzte Gaillard und andere üppige Tänze, schlug bisweilen auf dem Hackebrett, pfiff auf der Querpfeife, blies auf der Trompete, als wären ihrer Hundert."

Ich kann hier, liebster Freund, der Versuchung nicht widerstehen, Ihnen zu erklären, was der Bio-

graph des Nekromanten unter dem Namen „Gaillardtanzen" versteht. Ich finde nämlich in einem noch ältern Buche von Johann Prätorius, welches 1668 zu Leipzig gedruckt ist und Nachrichten über den Blocksberg enthält, die merkwürdige Belehrung, dass oberwähnter Tanz vom Teufel erfunden worden; der ehrbare Autor sagt dabei ausdrücklich:

„Von der neuen Gaillardischen Volta, einem welschen Tanze, wo man einander an schamigen Orten fasset und wie ein getriebener Topf herumhaspelt und wirbelt, und welcher durch die Zauberer aus Italien nach Frankreich ist gebracht worden, mag man auch wohl sagen, dass zu Dem, dass solcher Wirbeltanz voller schändlicher unfläthiger Gebärden und unzüchtiger Bewegungen ist, er auch das Unglück auf sich trage, dass unzählig viel' Morde und Missgeburten daraus entstehen. Welches wahrlich bei einer wohlbestellten Polizei ist wahrzunehmen und aufs allerschärfste zu verbieten. Und dieweil die Stadt Genf fürnehmlich das Tanzen hasset, so hat der Satan eine junge Tochter von Genf gelehret, alle Die tanzend und springend zu machen, die sie mit einer eisernen Gerte oder Ruthe, welche der Teufel ihr gegeben gehabt, möchte berühren. Auch hat sie der Richter gespottet, und gesagt, sie

werden sie nicht mögen umbringen; hat desshalb der Übelthat nie keine Reue gehabt."

Sie sehen aus dieser Citation, liebster Freund, erstens, was die Gaillarde ist und zweitens, dass der Teufel die Tanzkunst aus dem Grunde fördert, um den Frommen ein Ärgernis zu geben. Dass er gar die fromme Stadt Genf, das calvinistische Jerusalem, mit seiner Zaubergerte zum Tanzen zwang, Das war der Gipfel seiner Frevelhaftigkeit! Denken Sie sich alle diese kleinen Genfer Heiligen, alle diese gottesfürchtigen Uhrmacher, alle diese Auserwählten des Herrn, alle diese tugendhaften Erzieherinnen, diese steifen, eckigen Prediger- und Schulmeisterfiguren, welche auf einmal die Gaillarde zu tanzen beginnen! Die Geschichte muss wahr sein, denn ich erinnere mich, sie auch in der Daemonomania des Bodinus gelesen zu haben, und ich hätte nicht übel Lust, sie zu einem Ballette zu bearbeiten, betitelt: „Das tanzende Genf!"

Der Teufel ist ein großer Tanzkünstler, wie Sie sehen, und es darf wahrlich Niemanden wundern, wenn er in der Gestalt einer Tänzerin sich einem verehrungswerthen Publico präsentiert. Eine minder natürliche, aber sehr tiefsinnige Metamorphose ist es, dass sich im älteren Faustbuche der Mephistopheles in ein geflügeltes Ross verwandelt

und auf seinem Rücken den Faust nach allen Ländern und Orten brachte, wohin dessen Sinn oder Sinnlichkeit begehrte. Der Geist hat hier nicht bloß die Geschwindigkeit des Gedankens, sondern auch die Macht der Poesie; er ist hier ganz eigentlich der Pegasus, der den Faust zu allen Herrlichkeiten und Genüssen dieser Erde hinträgt in der kürzesten Frist. Er bringt ihn im Nu nach Konstantinopel, und zwar direkt in den Harem des Großtürken, wo Faust unter den erstaunten Odalisken, die ihn für den Gott Mahomed hielten, sich göttlich ergötzt. Auch trägt er ihn nach Rom, und hier direkt in den Vatikan, wo Faust, unsichtbar allen Augen, dem Papste seine besten Gerichte und Getränke vor der Nase wegstibitzt und sich selber zu Gemüthe führt; manchmal lacht er laut auf, so daß der Papst, der sich im Zimmer allein glaubte, innerlich erschrak. Eine Animosität gegen Papstthum und katholische Kirche überhaupt tritt überall grell hervor in der Faustsage. In dieser Beziehung ist es auch charakteristisch, daß Faust nach den ersten Beschwörungen dem Mephistopheles ausdrücklich befiehlt, ihm hinfüro, wenn er ihn rufe, in der Kutte eines Franciskaners zu erscheinen. In dieser Mönchstracht zeigen ihn uns die alten Volksbücher (nicht die Puppenspiele), zumal wenn er mit Faust über Re-

ligionsthemata disputiert. Hier weht der Athem der Reformationszeit.

Mephistopheles hat nicht bloß keine wirkliche Gestalt, sondern er ist auch unter keiner bestimmten Gestalt populär geworden, wie andere Helden der Volksbücher, z. B. wie Till Eulenspiegel, dieses personificierte Gelächter in der derben Figur eines deutschen Handwerksburschen, oder gar wie der ewige Jude mit dem langen achtzehnhundertjährigen Barte, dessen weiße Haare an der Spitze, wie verjüngt, wieder schwarz geworden. Mephistopheles hat auch in den Büchern der Magie keine determinierte Bildung wie andere Geister, wie z. B. Aziabel, der immer als ein kleines Kind erscheint, oder wie der Teufel Marbuel, der sich ausdrücklich in der Gestalt eines zehnjährigen Knaben präsentiert.

Ich kann nicht umhin, hier die Bemerkung einfließen zu lassen, dass ich es ganz dem Belieben Ihres Maschinisten überlasse, ob er den Faust nebst seinem höllischen Gesellen auf zwei Pferden oder Beide in einen großen Zaubermantel gehüllt durch die Lüfte reisen lassen will. Der Zaubermantel ist volksthümlicher.

Die Hexen, die zum Sabbath fahren, müssen wir jedoch reiten lassen, gleichviel auf welchem Haushaltungsgeräthe oder Unthier. Die deutsche

Hexe bedient sich gewöhnlich des Besenstiels, den sie mit derselben Zaubersalbe bestreicht, womit sie auch ihren eigenen nackten Leib vorher eingerieben hat. Kommt ihr höllischer Galan etwa in Person sie abzuholen, so sitzt er vorne und sie hinter ihm bei der Luftfahrt. Die französischen Hexen sagen: „Emen-Hetan, Emen-Hetan!“ während sie sich einsalben. „Oben hinaus und nirgends an!“ ist der Spruch der deutschen Besenreiterinnen, wenn sie zum Schornstein hinausfliegen. Sie wissen es so einzurichten, dass sie sich in den Lüften begegnen, und rottenweis zum Sabbath anlangen. Da die Hexen, ebenso wie die Feen, das christliche Glockengeläute aus tiefstem Herzen hassen, so pflegen sie auch wohl auf ihrem Fluge, wenn sie einem Kirchthurm vorbeikommen, die Glocke mitzunehmen und dann in irgend einen Sumpf hinabzuwerfen, mit fürchterlichem Gelächter. Auch diese Anklage kommt vor in den Hexenprocessen, und das französische Sprüchwort sagt mit Recht, dass man nur gleich die Flucht ergreifen solle, wenn man angeklagt sei, eine Glocke vom Kirchthurm Notre-Dame gestohlen zu haben.

Über den Schauplatz ihrer Versammlung, den die Hexen ihren Konvent, auch ihren Reichstag nennen, herrschen im Volksglauben sehr abweichende

Ansichten. Doch nach übereinstimmenden Aussagen sehr vieler Hexen, die auf der Folter gewiss die Wahrheit bekannt, sowie auch nach den Autoritäten eines Remigius, eines Godelmanus, eines Wierus, eines Bodinus, und gar eines De Lancre, habe ich mich für eine mit Bäumen umpflanzte Bergkoppe entschieden, wie ich Solches im dritten Akte meines Ballettes vorgezeichnet. In Deutschland soll der Hexenkonvent gewöhnlich auf dem Blocksberge, welcher den Mittelpunkt des Harzgebirges bildet, stattgefunden haben oder noch stattfinden. Aber es sind nicht bloß deutsche Nationalhexen, welche sich dort versammeln, sondern auch viele ausländische, und nicht bloß lebende, sondern auch längst verstorbene Sünderinnen, die im Grabe keine Ruhe haben und, wie die Willis, auch nach dem Tode von üppiger Tanzlust gepeinigt werden. Deshalb sehen wir beim Sabbath eine Mischung von Trachten aus allen Ländern und Zeitaltern. Vornehme Damen erscheinen meistens verlarvt, um ganz ungeniert zu sein. Die Hexenmeister, die in großer Menge sich hier einfinden, sind oft Leute, die im gewöhnlichen Leben den ehrbarsten, christlichsten Wandel erheucheln. Was die Teufel anbelangt, die als Liebhaber der Hexen fungieren, so sind sie von sehr verschiedenem Range, so dass eine alte Köchin oder Kuhmagd sich mit

einem sehr untergeordneten armen Teufel begnügen muss, während vornehmere Patricierfrauen und große Damen auch standesgemäß sich mit sehr gebildeten und feingeschwänzten Teufeln, mit den galantesten Junkern der Hölle erlustigen können. Letztere tragen gewöhnlich die altspanisch burgundische Hoftracht, doch entweder von ganz schwarzer oder gar zu schreiend heller Farbe, und auf ihrem Barette schwankt die unerläßliche blutrothe Hahnenfeder. So wohlgestaltet und schöngekleidet diese Kavaliere beim ersten Anblick erscheinen, so ist es doch auffallend, dass ihnen immer ein gewisses „finished" fehlt, und sich bei näherer Betrachtung in ihrem ganzen Wesen eine Disharmonie verräth, welche Auge und Ohr beleidigt; sie sind entweder etwas zu mager oder etwas zu korpulent, ihr Gesicht ist entweder zu blass oder zu roth, die Nase zu kurz oder ein bischen zu lang, und dabei kommen manchmal Finger wie Vogelkrallen, wo nicht gar ein Pferdefuß, zum Vorschein. Nach Schwefel riechen sie nicht, wie die Liebhaber der armen Volksweiber, die sich, wie gesagt, mit allerlei ordinären Koboldеn, mit Ofenheizern der Hölle, abgeben müssen. Aber gemein ist allen Teufeln eine fatale Infirmität, worüber die Hexen jedes Ranges in den gerichtlichen Verhandlungen

Klage führten, nämlich die Eiskälte ihrer Umarmungen und Liebesergüsse.

Lucifer, von Gottes Ungnaden König der Finsternis, präsidiert dem Hexenkonvente in Gestalt eines schwarzen Bocks mit einem schwarzen Menschengesichte und einem Lichte zwischen den zwei Hörnern. Inmitten des Schauplatzes der Versammlung steht Seine Majestät auf einem hohen Postamente oder einem steinernen Tische, und sieht sehr ernsthaft und melancholisch aus, wie Einer, der sich schmählich ennuyiert. Ihm, dem Oberherrn, huldigen alle versammelten Hexen, Zauberer, Teufel und sonstige Vasallen, indem sie mit brennenden Kerzen in der Hand paarweise vor ihm das Knie beugen und nachher andächtig sein Hintertheil küssen. Auch dieses Homagium scheint ihn wenig zu erheitern, und er bleibt melancholisch und ernsthaft, während jubelnd die ganze vermischte Gesellschaft um ihn herumtanzt. Diese Ronde ist nun jener berühmte Hexentanz, dessen charakteristische Eigenthümlichkeit darin besteht, dass die Tänzer ihre Gesichter alle nach außen kehren, so dass sie sich einander nur den Rücken zeigen und Keiner des Andern Antlitz schaut. Dies ist gewiss eine Vorsichtsmaßregel und geschieht, damit die Hexen, die später gerichtlich eingezogen werden möchten, bei der peinlichen Frage nicht so leicht

die Gefährtinnen angeben können, mit welchen sie den Sabbath begangen. Aus Furcht vor solcher Angeberei besuchen vornehme Damen den Ball mit verlarvtem Gesichte. Viele tanzen im bloßen Hemde, Viele entäußern sich auch dieses Gewandes. Manche verschränken im Tanzen ihre Hände, einen Kreis mit den Armen bildend, oder sie strecken einen Arm weit aus; Manche schwingen ihren Besenstiel und jauchzen: „Har! Har! Sabbath! Sabbath!“ Es ist ein böses Vorzeichen, wenn man während des Tanzes zur Erde fällt. Verliert die Hexe gar im Tanztumult einen Schuh, so bedeutet dieser Umstand, dass sie noch in demselben Jahre den Scheiterhaufen besteigen müsse.

Die Musikanten, welche zum Tanze aufspielen, sind entweder höllische Geister in fabelhafter Fratzenbildung oder vagabundierende Virtuosen, die von der Landstraße aufgegriffen worden. Am liebsten nimmt man dazu Fiedler oder Flötenspieler, welche blind sind, damit sie nicht vor Entsetzen im Musicieren gestört werden, wenn sie die Greuel der Sabbathfeier sähen. Zu diesen Greueln gehört namentlich die Aufnahme neuer Hexen in den schwarzen Bund, wo die Novize eingeweiht wird in die grausenhaftesten Mysterien. Sie wird gleichsam officiell mit der Hölle vermählt, und der Teufel, ihr fin-

sterer Gatte, giebt ihr bei dieser Gelegenheit auch einen neuen Namen, einen nom d'amour, und brennt ihr ein geheimes Merkmal ein, als ein Andenken seiner Zärtlichkeit. Besagtes Merkmal ist so verborgen, dass der Untersuchungsrichter bei den Hexenprocessen oft seine liebe Noth hatte, dasselbe aufzufinden, und desshalb der Inquisitin von der Hand des Büttels alle Haare vom Leibe abschneiden ließ.

Der Fürst der Hölle besitzt aber unter den Hexen der Versammlung noch eine Auserwählte, welche den Titel: „Oberste Braut," Archi-sposa, führt und gleichsam seine Leibmätresse ist. Ihr Ballkostüm ist sehr einfach, mehr als einfach, denn es besteht aus einem einzigen goldenen Schuh, wesshalb sie auch die Domina mit dem güldenen Schuh genannt wird. Sie ist ein schönes großes, beinahe kolossales Weib, denn der Teufel ist nicht bloß ein Kenner schöner Formen, ein Artist, sondern auch ein Liebhaber von Fleisch, und er denkt: Je mehr Fleisch, desto größer die Sünde. Ja, in seinem Raffinement der Frevelhaftigkeit sucht er die Sünde noch dadurch zu steigern, dass er nie eine unverheirathete Person, sondern immer eine Vermählte zu seiner Oberbraut wählt, den Ehebruch kumulierend mit der einfachen Unzucht. Auch eine gute

Tänzerin muſs ſie ſein, und bei einer außerordentlichen Sabbathfeier ſah man wohl den erlauchten Bock von ſeinem Poſtamente herabſteigen und höchſtſelbſt mit ſeiner nackten Schönen einen ſonderbaren Tanz aufführen, den ich nicht beſchreiben will, „aus hochbedenklichen chriſtlichen Urſachen,“ wie der alte Widman ſagen würde. Nur ſo Viel darf ich andeuten, daſs es ein alter Nationaltanz Sodoma's iſt, deſſen Traditionen, nachdem dieſe Stadt unterging, von den Töchtern Loth's gerettet wurden und ſich bis auf heutigen Tag erhalten haben, wie ich denn ſelber jenen Tanz ſehr oft tanzen ſah zu Paris, Rue Saint-Honoré No. 359, neben der Kirche der heiligen Aſſomption. Erwägt man nun, daſs es auf dem Tanzplatz der Hexen keine bewaffnete Moral giebt, die in der Uniform von Municipalgardiſten die bacchantiſche Luſt zu hemmen weiß, ſo läſſt ſich leicht errathen, welche Bockſprünge bei oberwähntem Pas de deux zum Vorſchein kommen mochten.

Nach manchen Ausſagen pflegt auch der große Bock und ſeine Oberbraut dem Bankette zu präſidieren, welches nach dem Tanze gehalten wird. Das Tafelgeſchirr und die Speiſen bei jenem Gaſtmahl ſind von außerordentlicher Koſtbarkeit und Köſtlichkeit; doch wer Etwas davon einſteckt, findet den andern Tag, daſs der goldne Becher nur ein irdenes

Töpfchen und der schöne Kuchen nur ein Mistfladen war. Charakteristisch bei dem Mahle ist der gänzliche Mangel an Salz. Die Lieder, welche die Gäste singen, sind eitel Gotteslästerungen, und sie plärren sie nach der Melodie frommer Kantiken. Die ehrwürdigsten Ceremonien der Religion werden dann durch schändliche Possenreißerei nachgeäfft. So wird z. B. unsere heilige Taufe verhöhnt, indem man Kröten, Igel oder Ratten tauft, ganz nach dem Ritus der Kirche, und während dieser scheußlichen Handlung gebärden sich Pathe und Pathin wie devote Christen und schneiden die scheinheiligsten Gesichter. Das Weihwasser, womit sie jene Taufe verrichten, ist eine sehr frevelhafte Flüssigkeit, nämlich der Urin des Teufels. Auch das Zeichen des Kreuzes machen die Hexen, aber ganz verkehrt und mit der linken Hand; Die von der romanischen Zunge sprechen dabei die Worte: „In nomine Patrica Aragueaco, Petrica, agora, agora, Valentia, jouando goure gaits goustia,“ welches so viel heißt wie: „Im Namen des Patrike, des Petrike von Aragonien, zu dieser Stunde, zu dieser Stunde, Valencia, all unser Elend ist vorbei!“ Zur Verhöhnung der göttlichen Lehre von der Liebe und Vergebung erhebt der höllische Bock zuletzt seine furchtbarste Donnerstimme und ruft: „Rächt euch, rächt euch, sonst

müßt ihr sterben!“ Dieses sind die sakramentalen Worte, womit er den Hexenkonvent aufhebt, und um den erhabensten Akt der Passion zu parodieren, will auch der Antichrist sich selbst zum Opfer bringen, aber nicht zum Heil, sondern zum Unheil der Menschheit: der Bock verbrennt sich endlich selbst, er lodert auf mit großem Flammengeprassel, und von seiner Asche sucht jede Hexe eine Handvoll zu erhaschen, um sie zu spätern Maleficien zu gebrauchen. Der Ball und der Schmaus sind alsdann zu Ende, der Hahn kräht, die Damen fangen an sehr zu frieren, und wie sie gekommen, so fahren sie von dannen, aber noch schneller, und manche Frau Hexe legt sich wieder zu Bette zu ihrem schnarchenden Gemahle, der es nicht bemerkt hatte, daß nur ein Scheit Holz, welches die Gestalt seiner Ehehälfte angenommen, in ihrer Abwesenheit an seiner Seite lag.

Auch ich will mich jetzt zu Bette begeben, denn ich habe, theurer Freund, bis tief in die Nacht hinein geschrieben, um die Notizen zusammenzustellen, die Sie aufgezeichnet zu sehen wünschten. Ich habe weniger dabei an einen Theaterdirektor gedacht, der mein Ballett auf die Bühne bringen soll, als vielmehr an den Gentleman von hoher Bildung, den Alles interessiert, was Kunst und Gedanken

ist. Ja, mein Freund, Sie verstehen den flüchtigsten Wink des Dichters, und jedes Wort von Ihnen ist wieder befruchtend für Diesen. Es ist mir unbegreiflich, wie Sie, der erprobt praktische Geschäftsmann, doch zugleich mit jenem außerordentlichen Sinn für das Schöne begabt sein konnten, und noch mehr erstaune ich darüber, wie Sie unter allen Tribulationen Ihrer Berufsthätigkeit sich so viel Liebe und Begeisterung für Poesie zu erhalten wußten!

III.

Die Götter im Exil.

(1836 und 1853.)

Vorbemerkung

zur französischen Ausgabe*).

Wir scheiden Alle dahin, Menschen und Götter, Glaubenslehren (croyances) und Sagen ... Es

---

*) Obige Vorbemerkung ward bei der ersten Veröffentlichung der „Götter im Exil" in der Revue des deux mondes (vom 1. April 1853) durch die Worte eingeleitet: „Vorliegende Studie ist das neueste Produkt meiner Feder; nur einige Blätter stammen aus früherer Zeit. Auf diese Bemerkung kommt es mir an, damit es nicht etwa den Anschein habe, als trete ich in die Fußstapfen gewisser Buchschmiede, die manchmal aus meinen Sagenforschungen Vortheil zu ziehen gewusst haben. Ich würde gern eine baldige Fortsetzung dieser Arbeit versprechen, zu welcher das Material in meinem Gedächtnisse sich angehäuft; aber der schwankende Gesundheitszustand, in dem ich mich befinde, erlaubt mir nicht, eine Verbindlichkeit für den nächsten Tag einzugehn."

Der Herausgeber.

ist vielleicht ein frommes Werk, diese letzteren vor völliger Vergessenheit zu bewahren, indem man sie einbalsamiert, nicht nach der häßlichen Gannal'schen Methode, sondern durch Anwendung von Geheimmitteln, die sich nur in der Apotheke des Dichters finden. Ja, die Glaubenslehren (croyances) und mit ihnen die Sagen scheiden dahin. Sie erlischen, nicht allein in unsern civilisierten Ländern, sondern bis zu den mitternächtlichsten Weltgegenden, wo unlängst noch der buntscheckigste Aberglaube in Flor stand. Die Missionäre, welche diese kalten Regionen durchwandern, beklagen sich über die Ungläubigkeit ihrer Bewohner. In dem Bericht eines dänischen Geistlichen über eine Reise im Norden von Grönland erzählt uns Dieser, daß er einen Greis nach dem gegenwärtigen Glaubenszustande der grönländischen Bevölkerung gefragt. Der gute Mann antwortete ihm: „Früher glaubte man noch an den Mond, aber heut zu Tage glaubt man nicht mehr daran.“

Paris, den 19. März 1853.

Heinrich Heine.

Es ist eine eigne Sache um die Schriftstellerei. Der Eine hat Glück in der Ausübung derselben, der Andre hat Unglück. Das schlimmste Missgeschick trifft vielleicht meinen armen Freund Heinrich Kitzler, Magister Artium zu Göttingen. Keiner dort ist so gelehrt, Keiner so ideenreich, Keiner so fleißig wie dieser Freund, und dennoch ist bis auf diese Stunde noch kein Buch von ihm auf der Leipziger Messe zum Vorschein gekommen. Der alte Stiefel auf der Bibliothek lächelte immer, wenn Heinrich Kitzler ihn um ein Buch bat, dessen er sehr bedürftig sei für ein Werk, welches er eben unter der Feder habe. Es wird noch lange unter der Feder bleiben! murmelte dann der alte Stiefel, während er die Bücherleiter hinaufstieg. Sogar die Köchinnen lächelten, wenn sie auf der Bibliothek

die Bücher abholten „für den Kitzler*).“ Der Mann galt allgemein für einen Esel, und im Grunde war er nur ein ehrlicher Mann. Keiner kannte die wahre Ursache, warum nie ein Buch von ihm herauskam, und nur durch Zufall entdeckte ich sie, als ich ihn einst um Mitternacht besuchte, um mein Licht bei ihm anzuzünden; denn er war mein Stubennachbar. Er hatte eben ein großes Werk über die Vortrefflichkeit des Christenthums vollendet; aber er schien sich darob keineswegs zu freuen und betrachtete mit Wehmuth sein Manuskript. Nun wird dein Name doch endlich, sprach ich zu ihm, im Leipziger Meßkatalog unter den fertig gewordenen Büchern prangen! Ach nein, seufzte er aus tiefster Brust, auch dieses Werk werde ich ins Feuer werfen müssen, wie die vorigen... Und nun vertraute er mir sein schreckliches Geheimnis. Den armen Magister traf wirklich das schlimmste Mißgeschick, jedesmal wenn er ein Buch schrieb. Nachdem er nämlich für das Thema, das er beweisen wollte, alle seine Gründe entwickelt, glaubte er sich verpflichtet, die Einwürfe, die etwa ein Gegner anführen könnte, ebenfalls mitzutheilen; er ergrübelte alsdann vom entgegenge-

*) Dieser Satz fehlt in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

setzten Standpunkte aus die scharfsinnigsten Argumente, und indem diese unbewusst in seinem Gemüthe Wurzel fassten, geschah es immer, dass, wenn das Buch fertig war, die Meinungen des armen Verfassers sich allmählich umgewandelt hatten, und eine dem Buche ganz entgegengesetzte Überzeugung in seinem Geiste erwachte. Er war alsdann auch ehrlich genug (wie ein französischer Schriftsteller ebenfalls handeln würde)*), den Lorber des literarischen Ruhmes auf dem Altare der Wahrheit zu opfern, d. h. sein Manuskript ins Feuer zu werfen. Darum seufzte er aus so tiefster Brust, als er die Vortrefflichkeit des Christenthums bewiesen hatte. Da habe ich nun, sprach er traurig, zwanzig Körbe Kirchenväter excerpiert; da habe ich nun ganze Nächte am Studiertische gehockt und Acta sanctorum gelesen, während auf deiner Stube Punsch getrunken und der Landesvater gesungen wurde; da habe ich nun für theologische Novitäten, deren ich zu meinem Werke bedurfte, 38 sauer erworbene Thaler an Vandenhoeck & Ruprecht bezahlt, statt mir für das Geld einen Pfeifenkopf zu kaufen; da habe ich nun gearbeitet wie ein Hund seit zwei

---

*) Der eingeklammerte Satz fehlt in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Jahren, zwei kostbaren Lebensjahren ... und Alles, um mich lächerlich zu machen, um wie ein ertappter Prahler die Augen niederzuschlagen, wenn die Frau Kirchenräthin Planck mich fragt: Wann wird Ihre Vortrefflichkeit des Christenthums herauskommen? Ach! das Buch ist fertig, fuhr der arme Mann fort und würde auch dem Publikum gefallen; denn ich habe den Sieg des Christenthums über das Heidenthum darin verherrlicht und ich habe bewiesen, daſs dadurch auch die Wahrheit und die Vernunft über Heuchelei und Wahnsinn gesiegt. Aber ich Unglückseligster, in tiefster Brust fühle ich, daſs — —

Sprich nicht weiter! rief ich mit gerechter Entrüstung, wage nicht, Verblendeter, das Erhabene zu schwärzen und das Glänzende in den Staub zu ziehen! Wenn du auch die Wunder des Evangeliums leugnen möchtest, so kannst du doch nicht leugnen, daſs der Sieg des Evangeliums selber ein Wunder war. Eine kleine Schar wehrloser Menschen drang in die große Römerwelt, trotzte ihren Schergen und Weisen, und triumphierte durch das bloße Wort. Aber welch ein Wort! Das morsche Heidenthum erbebte und krachte bei dem Worte dieser fremden Männer und Frauen, die ein neues Himmelreich ankündigten und Nichts fürchteten auf der alten Erde, nicht die Tatzen der wilden Thiere, nicht

den Grimm der noch wilderen Menschen, nicht das Schwert, nicht die Flamme . . . denn sie selber waren Schwert und Flamme, Flamme und Schwert Gottes! Dieses Schwert hat das welke Laub und dürre Reisig abgeschlagen von dem Baume des Lebens und ihn dadurch geheilt von der einfressenden Fäulnis; diese Flamme hat den erstarrten Stamm wieder von innen erwärmt, daſs frisches Laub und duftige Blüthen hervorsprossten . . . es ist die schauerlich erhabenste Erscheinung der Weltgeschichte, dieses erste Auftreten des Christenthums, sein Kampf und sein vollkommener Sieg.

Ich sprach diese Worte mit desto würdigerem Ausdruck, da ich an jenem Abend sehr viel Eimbecker Bier zu mir genommen hatte, und meine Stimme desto volltönender erscholl.

Heinrich Kitzler ließ sich aber dadurch keineswegs verblüffen, und mit einem ironisch schmerzlichen Lächeln sprach er: Bruderherz! gieb dir keine überflüssige Mühe. Alles, was du jetzt sagst, habe ich selber in diesem Manuskripte weit besser und weit gründlicher auseinander gesetzt. Hier habe ich den verworfenen Weltzustand zur Zeit des Heidenthums aufs grellste ausgemalt, und ich darf mir schmeicheln, daſs meine kühnen Pinselstriche an die Werke der besten Kirchenväter erinnern. Ich habe

gezeigt, wie lasterhaft die Griechen und Römer geworden durch das böse Beispiel jener Götter, welche nach den Schandthaten, die man ihnen nachsagte, kaum würdig gewesen wären, für Menschen zu gelten. Ich habe unumwunden ausgesprochen, dass sogar Jupiter, der oberste der Götter, nach dem königlich hannövrischen Kriminalrechte hundertmal das Zuchthaus, wo nicht gar den Galgen, verdient hätte. Dagegen habe ich die Moralsprüche, die im Evangelium vorkommen, gehörig paraphrasiert und gezeigt, wie nach dem Muster ihres göttlichen Vorbilds die ersten Christen, trotz der Verachtung und Verfolgung, welche sie dafür erduldeten, nur die schönste Sittenreinheit gelehrt und ausgeübt haben. Das ist die schönste Partie meines Werks, wo ich begeisterungsvoll schildere, wie das junge Christenthum, der kleine David, mit dem alten Heidenthum in die Schranken tritt und diesen großen Goliath tödtet. Aber ach! dieser Zweikampf erscheint mir seitdem in einem sonderbaren Lichte — — — Ach! alle Lust und Liebe für meine Apologie versiegte mir in der Brust, als ich mir lebhaft ausdachte, wie etwa ein Gegner den Triumph des Evangeliums schildern könnte. Zu meinem Unglück fielen mir einige neuere Schriftsteller, z. B. Edward Gibbon, in die Hände, die sich eben nicht besonders

günstig über jenen Sieg aussprachen und nicht sehr davon erbaut schienen, dass die Christen, wo das geistige Schwert und die geistige Flamme nicht hinreichten, zu dem weltlichen Schwert und der weltlichen Flamme ihre Zuflucht nahmen. Ja, ich muss gestehen, dass mich endlich für die Reste des Heidenthums, jene schöne Tempel und Statuen, ein schauerliches Mitleid anwandelte; denn sie gehörten nicht mehr der Religion, die schon lange, lange vor Christi Geburt todt war, sondern sie gehörten der Kunst, die da ewig lebt. Es trat mir einst feucht in die Augen, als ich zufällig auf der Bibliothek die „Schutzrede für die Tempel“ las, worin der alte Grieche Libanius die frommen Barbaren aufs schmerzlichste beschwor, jene theuren Meisterwerke zu schonen, womit der bildende Geist der Hellenen die Welt verziert hatte. Aber vergebens! Jene Denkmäler einer Frühlingsperiode der Menschheit, die nie wiederkehren wird und die nur einmal hervorblühen konnte, gingen unwiederbringlich zu Grunde durch den schwarzen Zerstörungseifer der Christen — — —

Nein, fuhr der Magister fort in seiner Rede, ich will nicht nachträglich durch Herausgabe dieses Buches Theil nehmen an solchem Frevel, nein, Das will ich nimmermehr . . . Und euch, ihr zerschla-

genen Statuen der Schönheit, euch, ihr Manen der todten Götter, euch, die ihr nur noch liebliche Traumbilder seid im Schattenreiche der Poesie, euch opfere ich dieses Buch!

Bei diesen Worten warf Heinrich Kitzler sein Manuskript in die Flammen des Kamins, und von der Vortrefflichkeit des Christenthums blieb Nichts übrig als graue Asche. —

Dieses geschah zu Göttingen im Winter 1820, einige Tage vor jener verhängnisvollen Neujahrsnacht, wo der Pedell Doris die fürchterlichsten Prügel bekommen und zwischen der Burschenschaft und den Landsmannschaften fünfundachtzig Duelle kontrahiert wurden. Es waren fürchterliche Prügel, die damals wie ein hölzerner Platzregen auf den breiten Rücken des armen Pedells herabfielen. Aber als guter Christ tröstete er sich mit der Überzeugung, dass wir dort oben im Himmel einst entschädigt werden für die Schmerzen, die wir unverdienterweise hienieden erduldet haben*). Das ist nun lange her. Der alte Doris hat längst ausgeduldet und schlummert in seiner friedlichen Ruhestätte vor

---

*) Der Schluss des obigen und die beiden folgenden Absätze fehlen in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

dem Weender Thore. Die zwei großen Parteien, die einst die Wahlplätze von Bovden, Ritschenkrug und Rasenmühle mit dem Schwertergeklirr ihrer Polemik erfüllten, haben längst im Gefühl ihrer gemeinschaftlichen Nichtigkeit aufs zärtlichste Brüderschaft getrunken, und auf den Schreiber dieser Blätter hat ebenfalls das Gesetz der Zeit seinen mächtigen Einfluss geübt. In meinem Hirne gaukeln minder heitere Farben als damals, und mein Herz ist schwer geworden; wo ich einst lachte, weine ich jetzt, und ich verbrenne mit Unmuth die Altarbilder meiner ehemaligen Andacht.

Es gab eine Zeit, wo ich jedem Kapuziner, dem ich auf der Straße begegnete, gläubig die Hand küsste. Ich war ein Kind, und mein Vater ließ mich ruhig gewähren, wohl wissend, dass meine Lippen sich nicht immer mit Kapuzinerfleisch begnügen würden. Und in der That, ich wurde größer und küsste schöne Frauen . . . Aber sie sahen mich manchmal an mit so bleichem Schmerze, und ich erschrak in den Armen der Freude . . . Hier war ein Unglück verborgen, das Niemand sah und woran Jeder litt; und ich dachte darüber nach. Ich habe auch darüber nachgedacht, ob Entbehrung und Entsagung wirklich allen Genüssen dieser Erde vorzuziehen sei, und ob Diejenigen, die hienieden sich

mit Disteln begnügt haben, dort oben desto reichlicher mit Ananassen gespeist werden? Nein, wer Disteln gegessen, war ein Esel, und wer die Prügel bekommen hat, der behält sie. Armer Doris!

Doch es ist mir nicht erlaubt, mit bestimmten Worten hier von allen den Dingen zu reden, worüber ich nachgedacht, und noch weniger ist es mir erlaubt, die Resultate meines Nachdenkens mitzutheilen. Werde ich mit verschlossenen Lippen ins Grab hinabsteigen müssen, wie so manche Andere?

Nur einige banale Thatsachen sind mir vielleicht vergönnt hier anzuführen, um den Fabeleien, die ich kompiliere, einige Vernünftigkeit oder wenigstens den Schein derselben einzuweben. Jene Thatsachen beziehen sich nämlich auf den Sieg des Christenthums über das Heidenthum*). Ich bin gar nicht der Meinung meines Freundes Kitzler, dass die Bilderstürmerei der ersten Christen so bitter zu tadeln sei; sie konnten und durften die alten Tempel und Statuen nicht schonen, denn in diesen lebte noch jene alte griechische Heiterkeit, jene Lebens-

---

*) Statt der beiden obigen Sätze, findet sich in der französischen Ausgabe zu Anfang dieses Absatzes die Zeile: „Ich komme auf den Sieg des Christenthums über das Heidenthum zurück."

Der Herausgeber.

lust, die dem Christen als Teufelthum erschien. In diesen Statuen und Tempeln sah der Christ nicht bloß die Gegenstände eines fremden Kultus, eines nichtigen Irrglaubens, dem alle Realität fehle, sondern diese Tempel hielt er für die Burgen wirklicher Dämonen, und den Göttern, die diese Statuen darstellten, verlieh er eine unbestrittene Existenz; sie waren nämlich lauter Teufel. Wenn die ersten Christen sich weigerten, vor den Bildsäulen der Götter zu knien und zu opfern, und deßhalb angeklagt und vor Gericht geschleppt wurden, antworteten sie immer: sie dürften keine Dämonen anbeten! Sie erduldeten lieber das Martyrthum, als daß sie vor dem Teufel Jupiter, oder vor der Teufelin Diana, oder gar vor der Erzteufelin Venus irgend einen Akt der Verehrung vollzogen.

Arme griechische Philosophen! Sie konnten diesen Widerspruch niemals begreifen, wie sie auch späterhin niemals begriffen, daß sie in ihrer Polemik mit den Christen keineswegs die alte erstorbene Glaubenslehre, sondern weit lebendigere Dinge zu vertheidigen hatten. Es galt nämlich, nicht die tiefere Bedeutung der Mythologie durch neoplatonische Spitzfindigkeiten zu beweisen, den erstorbenen Göttern ein neues symbolisches Lebensblut zu infusieren und sich mit den plumpen, materiellen Einwürfen

der ersten Kirchenväter, die besonders über den moralischen Charakter der Götter fast voltairisch spotteten, tagtäglich abzuquälen — es galt vielmehr, den Hellenismus selbst, griechische Gefühls- und Denkweise, zu vertheidigen und der Ausbreitung des Judäismus, der judäischen Gefühls- und Denkweise, entgegenzuwirken. Die Frage war, ob der trübsinnige, magere, sinnenfeindliche, übergeistige Judäismus der Nazarener, oder ob hellenische Heiterkeit, Schönheitsliebe und blühende Lebenslust in der Welt herrschen solle? Jene schönen Götter waren nicht die Hauptsache; Niemand glaubte mehr an die ambrosiaduftenden Bewohner des Olymps, aber man amüsierte sich göttlich in ihren Tempeln, bei ihren Festspielen, Mysterien; da schmückte man das Haupt mit Blumen, da gab es feierlich holde Tänze, da lagerte man sich zu freudigen Mahlen ... wo nicht gar zu noch süßeren Genüssen.

All diese Lust, all dieses frohe Gelächter ist längst verschollen, und in den Ruinen der alten Tempel wohnen nach der Meinung des Volkes noch immer die altgriechischen Gottheiten, aber sie haben durch den Sieg Christi alle ihre Macht verloren, sie sind arge Teufel, die sich am Tage unter Eulen und Kröten in den dunkeln Trümmern ihrer ehemaligen Herrlichkeit versteckt halten, des Nachts

aber in liebreizender Gestalt emporsteigen, um irgend einen arglosen Wanderer oder verwegenen Gesellen zu bethören und zu verlocken.

Auf diesen Volksglauben beziehen sich nun die wunderbarsten Sagen, und neuere Poeten schöpften hier die Motive ihrer schönsten Dichtungen. Der Schauplatz ist gewöhnlich Italien und der Held derselben irgend ein deutscher Ritter, der wegen seiner jungen Unerfahrenheit, oder auch seiner schlanken Gestalt wegen, von den schönen Unholden mit besonders lieblichen Listen umgarnt wird. Da geht er nun an schönen Herbsttagen mit seinen einsamen Träumen spazieren, denkt vielleicht an die heimischen Eichenwälder und an das blonde Mädchen, das er dort gelassen, der leichte Fant! Aber plötzlich steht er vor einer marmornen Bildsäule, bei deren Anblick er fast betroffen stehen bleibt. Es ist vielleicht die Göttin der Schönheit, und er steht ihr Angesicht zu Angesicht gegenüber, und das Herz des jungen Barbaren wird heimlich ergriffen von dem alten Zauber. Was ist Das? So schlanke Glieder hat er noch nie gesehen, und in diesem Marmor ahnt er ein lebendigeres Leben, als er jemals in den rothen Wangen und Lippen, in der ganzen Fleischlichkeit seiner Landsmänninen gefunden hat. Diese weißen Augen sehen ihn so wollüstig an und

doch zugleich so schauerlich schmerzvoll, dass seine Brust erfüllt wird von Liebe und Mitleid, Mitleid und Liebe. Er geht nun öfter spazieren unter den alten Ruinen, und die Landsmannschaft ist verwundert, dass man ihn fast gar nicht mehr sieht bei Trinkgelagen und Waffenspielen. Es gehen kuriose Gerüchte über sein Treiben unter den Trümmern des Heidenthums. Aber eines Morgens stürzt er mit bleichem, verzerrtem Antlitz in die Herberge, berichtigt die Zehrung, schnürt seinen Ranzen und eilt zurück über die Alpen. Was ist ihm begegnet?

Es heißt, dass er eines Tages später als gewöhnlich, als schon die Sonne unterging, nach seinen geliebten Ruinen wanderte, aber ob der einbrechenden Finsternis jenen Ort nicht finden konnte, wo er die Bildsäule der schönen Göttin stundenlang zu betrachten pflegte. Nach langem Umherirren, als es schon Mitternacht sein mochte, befand er sich plötzlich vor einer Villa, die er in dortiger Gegend früherhin nie gesehen hatte, und er war nicht wenig verwundert, als Bediente mit Fackeln heraustraten und ihn im Namen ihrer Gebieterin einluden, dort zu übernachten. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er, in einen weiten erleuchteten Saal tretend, eine Dame erblickte, die dort ganz allein auf- und nieder wandelte und an Gestalt und Gesichtszügen

mit der schönen Statue seiner Liebe die auffallendste Ähnlichkeit hatte. Ja, sie glich jenem Marmorbilde um so mehr, da sie ganz in blendend weißem Musselin gekleidet ging und ihr Antlitz außerordentlich bleich war. Als der Ritter mit sittigem Verneigen ihr entgegentrat, betrachtete sie ihn lange ernst und schweigend und fragte ihn endlich lächelnd, ob er hungrig sei. Obgleich nun dem Ritter das Herz in der Brust bebte, so hatte er doch einen deutschen Magen, in Folge des stundenlangen Umherirrens sehnte er sich wirklich nach einer Atzung, und er ließ sich gern von der schönen Dame nach dem Speisesaal führen. Sie nahm ihn freundlich bei der Hand, und er folgte ihr durch hohe, hallende Gemächer, die trotz aller Pracht eine unheimliche Öde verriethen. Die Girandolen warfen ein so gespenstisch fahles Licht auf die Wände, deren bunte Fresken allerlei heidnische Liebesgeschichten, z. B. Paris und Helena, Diana und Endymion, Kalypso und Ulysses, darstellten. Die großen abenteuerlichen Blumen, die in Marmorvasen längs den Fenstergeländern standen, waren von so beängstigend üppigen Bildungen, und dufteten so leichenhaft, so betäubend. Dabei seufzte der Wind in den Kaminen wie ein leidender Mensch. Im Speisesaale setzte sich endlich die schöne Dame dem Ritter gegenüber, kredenzte

ihm den Wein und reichte ihm lächelnd die besten Bissen. Mancherlei bei diesem Abendmahle mochte dem Ritter wohl befremdlich dünken. Als er um Salz bat, dessen auf dem Tische fehlte, zuckte ein fast häßlicher Unmuth über das weiße Angesicht der schönen Frau, und erst nach wiederholtem Verlangen ließ sie endlich mit sichtbarer Verdrießlichkeit von den Dienern das Salzfaß herbeiholen. Diese stellten es mit zitternden Händen auf den Tisch und verschütteten schier die Hälfte des Inhalts. Doch der gute Wein, der wie Feuer in die Kehle des Ritters hinabglühte, beschwichtigte das geheime Grauen, das ihn manchmal anwandelte; ja, er wurde allmählich zutraulich und lüsternen Muthes, und als ihn die schöne Dame frug, ob er wisse, was Liebe sei, da antwortete er ihr mit flammenden Küssen. Trunken von Liebe, vielleicht auch von süßem Wein, entschlief er bald an der Brust seiner zärtlichen Wirthin. Doch wüste Träume schwirrten ihm durch den Sinn; grelle Nachtgesichte, wie sie uns im wahnwitzigen Halbschlafe eines Nervenfiebers zu beschleichen pflegen. Manchmal glaubte er seine alte Großmutter zu sehen, die daheim auf dem rothen Lehnsessel saß und mit hastigbewegten Lippen betete. Manchmal hörte er ein höhnisches Kichern, und Das kam von den großen Fledermäusen, die mit Fackeln

in den Krallen um ihn her flatterten; als er sie genauer betrachtete, wollte es ihm jedoch dünken, es seien die Bedienten, die ihm bei Tische aufgewartet hatten. Zuletzt träumte ihm, seine schöne Wirthin habe sich plötzlich in ein häßliches Ungethüm verwandelt, und er selber, in rascher Todesangst, habe zu seinem Schwerte gegriffen und ihr damit das Haupt vom Rumpfe abgeschlagen. — Erst spät Morgens, als die Sonne schon hoch am Himmel stand erwachte der Ritter aus seinem Schlafe. Aber statt in der prächtigen Villa, worin er übernachtet zu haben vermeinte, befand er sich inmitten der wohlbekannten Ruinen, und mit Entsetzen sah er, daſs die schöne Bildsäule, die er so sehr liebte, von ihrem Postamente herunter gefallen war und ihr abgebrochenes Haupt zu seinen Füßen lag.

Einen ähnlichen Charakter trägt die Sage von dem jungen Ritter, der, als er einst in einer Villa bei Rom mit einigen Freunden Ball schlug, seinen Ring, der ihm bei diesem Spiele hinderlich wurde, von seiner Hand abzog und, damit er nicht verloren gehe, an den Finger eines Marmorbildes steckte. Als aber der Ritter, nachdem das Spiel beendigt war, zu der Statue, die eine heidnische Göttin vorstellte, zurückkehrte, sah er mit Schrecken, daſs das marmorne Weib den Finger, woran er

seinen Ring gesteckt hatte, nicht mehr gerade, wie vorher, sondern ganz eingebogen hielt, so dass ihm unmöglich war, den Ring wieder von ihrem Finger abzuziehen, ohne ihr die Hand zu zerbrechen, welches ihm doch ein seltsames Mitgefühl nicht erlaubte. Er ging zu seinen Spielgenossen, um ihnen dieses Wunder zu berichten, und lud sie ein, sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen. Doch als er mit seinen Freunden zurückkehrte, hielt das Marmorbild den Finger wieder gerade ausgestreckt, wie gewöhnlich, und der Ring war verschwunden. Einige Zeit nach jenem Ereignisse beschloss der Ritter in den heiligen Ehestand zu treten, und er feierte seine Hochzeit. Doch in der Brautnacht, als er eben zu Bette gehen wollte, trat zu ihm ein Weibsbild, welches der oben erwähnten Statue ganz ähnlich war an Gestalt und Antlitz, und sie behauptete: dadurch, dass er seinen Ring an ihren Finger gesteckt, habe er sich ihr angelobt, und er gehöre ihr als rechtmäßiger Gemahl. Vergebens sträubte sich der Ritter gegen diesen Einspruch; jedesmal, wenn er sich seiner Anvermählten nahen wollte, trat das heidnische Weibsbild zwischen ihm und ihr, so dass er in jener Nacht auf alle Bräutigamsfreuden verzichten musste. Dasselbe geschah in der zweiten Nacht, sowie auch in der dritten, und der Ritter ward

sehr trübsinnig gestimmt. Keiner wusste ihm zu helfen, und selbst die frömmsten Leute zuckten die Achsel. Endlich aber hörte er von einem Priester, Namens Palumnus, der sich gegen heidnischen Satansspuk schon öfter sehr hilfsam erwiesen. Dieser ließ sich lange erbitten, ehe er dem Ritter seinen Beistand versprach; er müsse dadurch, behauptete er, sich selber den größten Gefahren aussetzen. Der Priester Palumnus schrieb alsdann einige sonderbare Charaktere auf ein Stück Pergament und gab dem Ritter folgende Weisung: er solle sich um Mitternacht in der Gegend von Rom an einen gewissen Kreuzweg stellen; dort würden ihm allerlei wunderbare Erscheinungen vorüberziehen; doch möge er sich von Allem, was er höre und sähe, nicht im Mindesten verschüchtern lassen, er müsse ruhig verharren; nur wenn er das Weibsbild erblicke, an deren Finger er seinen Ring gesteckt, solle er hinzutreten und ihr das beschriebene Stück Pergament überreichen. Dieser Vorschrift unterzog sich der Ritter; aber nicht ohne Herzklopfen stand er um Mitternacht am bezeichneten Kreuzwege, wo er den seltsamen Zug vorüberziehen sah. Es waren blasse Männer und Frauen, prächtig gekleidet in Festgewanden aus der Heidenzeit; einige trugen goldne Kronen, andere trugen Lorberkränze auf den Häup-

tern, die sie aber kummervoll senkten; auch allerlei silberne Gefäße, Trinkgeschirre und Geräthschaften, die zum alten Tempeldienste gehörten, wurden vorübergetragen mit ängstlicher Eile; im Gewühle zeigten sich auch große Stiere mit vergoldeten Hörnern und behängt mit Blumenguirlanden; endlich, auf einem erhabenen Triumphwagen, strahlend in Purpur und mit Rosen bekränzt, erschien ein hohes, wunderschönes Götterweib. Zu Dieser trat nun der Ritter heran und überreichte ihr das Pergamentblatt des Priesters Palumnus; denn in ihr erkannte er das Marmorbild, das seinen Ring besaß. Als die Schöne die Zeichen erblickte, womit jenes Pergament beschrieben war, hub sie jammernd die Hände gen Himmel, Thränen stürzten aus ihren Augen, und mit verzweiflungsvoller Gebärde rief sie: „Grausamer Priester Palumnus! du bist noch immer nicht zufrieden mit dem Leid, das du uns zugefügt hast! Doch deinen Verfolgungen wird bald ein Ziel gesetzt, grausamer Priester Palumnus!“ Nach diesen Worten reichte sie dem Ritter seinen Ring, und Dieser fand in der folgenden Nacht kein Hindernis mehr, seine Ehe zu vollziehen. Der Priester Palumnus aber starb den dritten Tag nach jenem Ereignis.

Diese Geschichte las ich zuerst in dem Mons Veneris von Kornmann. Unlängst fand ich sie auch

angeführt in dem absurden Buche über Zauberei von Del-Rio, welcher sie aus dem Werke eines Spaniers mittheilt; sie ist wahrscheinlich spanischen Ursprungs*). Der Freiherr von Eichendorff, ein neuerer deutscher Schriftsteller, hat sie zu einer schönen Erzählung aufs anmuthigste benutzt. Die vorletzte Geschichte hat ebenfalls ein deutscher Schriftsteller, Herr Willibald Alexis, zu einer Novelle bearbeitet, die zu seinen poetisch geistreichsten Produkten gehört.

Das oben erwähnte Werk von Kormann, Mons Veneris, oder der Venusberg, ist die wichtigste Quelle für das ganze Thema, welches ich hier behandle. Es ist schon lange her, dass es mir mal zu Augen gekommen, und nur aus früherer Erinnerung kann ich darüber berichten. Aber es schwebt mir noch immer im Gedächtnis, das kleine, etwa dritthalbhundert Seiten enthaltende Büchlein mit seinen lieblichen alten Lettern; es mag wohl um die Mitte des 17. Jahrhunderts gedruckt sein. Die Lehre von den Elementargeistern ist darin aufs bündigste abgehandelt, und daran schließt der Verfasser seine wunderbaren Mittheilungen über den

*) Der Schluss dieses Absatzes fehlt in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Venusberg. Eben nach dem Beispiele Kornmann's habe auch ich bei Gelegenheit der Elementargeister von der Transformation der altheidnischen Götter sprechen müssen. Diese sind keine Gespenster, denn, wie ich mehrmals angeführt, sie sind nicht todt; sie sind unerschaffene, unsterbliche Wesen, die nach dem Siege Christi sich zurückziehen mussten in die unterirdische Verborgenheit, wo sie, mit den übrigen Elementargeistern zusammenhausend, ihre dämonische Wirthschaft treiben. Am eigenthümlichsten, romantisch wunderbar, klingt im deutschen Volke die Sage von der Göttin Venus, die, als ihre Tempel gebrochen wurden, sich in einen geheimen Berg flüchtete, wo sie mit dem heitersten Luftgesindel, mit schönen Wald- und Wassernymphen, auch manchen berühmten Helden, die plötzlich aus der Welt verschwunden, das abenteuerlichste Freudenleben führt. Schon von weitem, wenn du dem Berge nahest, hörst du das vergnügte Lachen und die süßen Zitherklänge, die sich wie eine unsichtbare Kette um dein Herz schlingen und dich hineinziehen in den Berg. Zum Glück, unfern des Eingangs hält Wache ein alter Ritter, geheißen der getreue Eckart; er steht gestützt auf seinem großen Schlachtschwert wie eine Bildsäule, aber sein ehrliches eisgraues Haupt wackelt beständig, und er warnt dich betrübsam vor den

zärtlichen Gefahren, die deiner im Berge harren. Mancher ließ sich noch bei Zeiten zurückschrecken, Mancher hingegen überhörte die meckernde Stimme des alten Warners und stürzte blindlings in den Abgrund der verdammten Lust. Eine Weile lang geht's gut. Aber der Mensch ist nicht immer aufgelegt zum Lachen, er wird manchmal still und ernst und denkt zurück in die Vergangenheit; denn die Vergangenheit ist die eigentliche Heimat seiner Seele, und es erfasst ihn ein Heimweh nach den Gefühlen, die er einst empfunden hat, und seien es auch Gefühle des Schmerzes. So erging es namentlich dem Tannhäuser, nach dem Berichte eines Liedes, das zu den merkwürdigsten Sprachdenkmalen gehört, die sich im Munde des deutschen Volkes erhalten. Ich las das Lied zuerst in dem erwähnten Werke von Kornmann. Diesem hat es Prätorius fast wörtlich entlehnt, aus dem „Blocksberg" von Prätorius haben es die Sammler des „Wunderhornes" abgedruckt*), und erst nach einer vielleicht

---

*) In der französischen Ausgabe folgt hier zunächst die Heine'sche Bearbeitung des Tannhäuserliedes. Ich habe die Anordnung der deutschen Ausgabe beibehalten, indess die fehlenden Stellen aus der französischen Ausgabe passenden Ortes eingefügt.

Der Herausgeber.

fehlerhaften Abschrift aus letzterem Buche muſs ich das Lied hier mittheilen:

Nun will ich aber heben an,
Vom Tannhäuser wollen wir singen,
Und was er Wunders hat gethan
Mit Frau Venussinnen.

Der Tannhäuser war ein Ritter gut,
Er wollt' groß Wunder schauen;
Da zog er in Frau Venus' Berg,
Zu andern schönen Frauen.

„Herr Tannhäuser, Ihr seid mir lieb,
Daran sollt Ihr gedenken,
Ihr habt mir einen Eid geschworen,
Ihr wollt nicht von mir wanken."

„„Frau Venus, ich hab' es nicht gethan,
Ich will Dem widersprechen,
Denn Niemand spricht Das mehr als Ihr,
Gott helf' mir zu den Rechten.""

„Herr Tannhäuser, wie saget Ihr mir!
Ihr sollet bei uns bleiben,

Ich geb' Euch meiner Gespielen ein',
Zu einem ehlichen Weibe."

„„Nehme ich dann ein ander Weib,
Als ich hab' in meinem Sinne,
So muss ich in der Höllengluth
Da ewiglich verbrennen.""

„Du sagst mir Viel von der Höllengluth,
Du hast es doch nicht befunden;
Gedenk an meinen rothen Mund,
Der lacht zu allen Stunden."

„„Was hilft mir Euer rother Mund,
Er ist mir gar unmäre,
Nun gieb mir Urlaub, Frau Venus zart,
Durch aller Frauen Ehre.""

„Herr Tannhäuser, wollt Ihr Urlaub han,
Ich will Euch keinen geben;
Nun bleibet, edler Tannhäuser zart,
Und frischet Euer Leben."

„„Mein Leben ist schon worden krank,
Ich kann nicht länger bleiben,

Gebt mir Urlaub, Fraue zart,
Von Eurem stolzen Leibe.‟‟

„Herr Tannhäuser nicht sprecht also,
Ihr seid nicht wohl bei Sinnen,
Nun lasst uns in die Kammer gehn,
Und spielen der heimlichen Minnen.‟

„„Eure Minne ist mir worden leid;
Ich hab' in meinem Sinne,
O Venus, edle Jungfrau zart,
Ihr seid eine Teufelinne.‟‟

„Tannhäuser, ach, wie sprecht Ihr so,
Bestehet Ihr mich zu schelten?
Sollt Ihr noch länger bei uns sein,
Des Worts müsst Ihr entgelten.

„Tannhäuser, wollt Ihr Urlaub han,
Nehmt Urlaub von den Greisen,
Und wo Ihr in dem Land umfahren,
Mein Lob das sollt Ihr preisen.‟

Der Tannhäuser zog wieder aus dem Berg,
In Jammer und in Reuen: —

Ich will gen Rom in die fromme Stadt,
All auf den Papst vertrauen.

Nun fahr' ich fröhlich auf die Bahn,
Gott muß es immer walten,
Zu einem Papst, der heißt Urban,
Ob er mich wolle behalten.

„Herr Papst, Ihr geistlicher Vater mein,
Ich klag' Euch meine Sünde,
Die ich mein Tag begangen hab',
Als ich Euch will verkünden;

„Ich bin gewesen ein ganzes Jahr
Bei Venus, einer Frauen,
Nun will ich Beicht' und Buß' empfahn,
Ob ich möcht' Gott anschauen."

Der Papst hat einen Stecken weiß,
Der war von dürrem Zweige:
„„Wann dieser Stecken Blätter trägt,
Sind dir deine Sünden verziehen.""

„Sollt' ich leben nicht mehr denn ein Jahr,
Ein Jahr auf dieser Erden,

So wollt' ich Reu' und Buß' empfahn,
Und Gottes Gnad' erwerben."

Da zog er wieder aus der Stadt,
In Jammer und in Leiden: —
Maria Mutter, reine Magd,
Muss ich mich von dir scheiden,

So zieh' ich wieder in den Berg,
Ewiglich und ohne Ende,
Zu Venus meiner Frauen zart,
Wohin mich Gott will senden.

„Seid willkommen, Tannhäuser gut,
Ich hab' Euch lang entbehret,
Willkommen seid, mein liebster Herr,
Du Held, mir treu bekehret."

Darnach wohl auf den dritten Tag
Der Stecken hub an zu grünen,
Da sandt' man Boten in alle Land,
Wohin der Tannhäuser kommen.

Da war er wieder in dem Berg,
Darinnen sollt' er nun bleiben,

So lang bis an den jüngsten Tag,
Wo ihn Gott will hinweisen.

Das soll nimmer kein Priester thun,
Den Menschen Misstrost geben,
Will er denn Buß' und Reu' empfahn,
Die Sünde sei ihm vergeben.

Ich erinnere mich, als ich zuerst dieses Lied las, in dem erwähnten Buche von Kornmann, überraschte mich zunächst der Kontrast seiner Sprache mit der pedantisch verlateinisierten, unerquicklichen Schreibart des 17. Jahrhunderts, worin das Buch abgefasst. Es war mir, als hätte ich in einem dumpfen Bergschacht plötzlich eine große Goldader entdeckt, und die stolz einfachen, urkräftigen Worte strahlten mir so blank entgegen, dass mein Herz fast geblendet wurde von dem unerwarteten Glanz. Ich ahnte gleich, aus diesem Liede sprach zu mir eine wohlbekannte Freudenstimme; ich vernahm darin die Töne jener verketzerten Nachtigallen, die während der Passionszeit des Mittelalters mit gar schweigsamen Schnäblein sich versteckt halten mussten, und nur zuweilen, wo man sie am wenigsten vermuthete, etwa gar hinter einem Klostergitter, einige jauchzende Laute hervorflattern ließen. Kennst du die Briefe

von Heloise an Abälard? Nächst dem hohen Liede des großen Königs (ich spreche von König Salomo) kenne ich keinen flammenderen Gesang der Zärtlichkeit, als das Zweigespräch zwischen Frau Venus und dem Tannhäuser. Dieses Lied ist wie eine Schlacht der Liebe, und es fließt darin das rotheste Herzblut.

Ja, wie herrlich ist dies Gedicht! Schon zu Anfang stoßen wir auf eine Stelle von wunderbarem Effekte. Der Dichter giebt uns die Antwort der Frau Venus, ohne zuvor die Frage des Tannhäuser berichtet zu haben, welche jene Antwort hervorruft. Durch diese Ellipse gewinnt unsere Phantasie einen freieren Spielraum und läßt uns Alles errathen, was Tannhäuser hat sagen können, und was vielleicht sehr schwierig in wenigen Worten auszudrücken war. Trotz seiner mittelalterlichen Reinheit und Frömmigkeit, hat der alte Dichter die unheilvollen Verführungskünste und schamlosen Liebesränke der Frau Venus trefflich zu schildern gewusst. Ein lasterhafter moderner Schriftsteller hätte die Gestalt dieses dämonischen Weibes nicht besser zeichnen können, dieser bezaubernden Hexe (cette diablesse de femme), die bei all ihrem olympischen Stolz und bei all ihrer prächtigen Leidenschaft nichtsdestoweniger die galante Frau durchblicken läßt; sie

ist eine himmlische, nach Ambrosia duftende Kourtisane, eine Kamelien-Gottheit und, so zu sagen, eine unterhaltene Göttin. Wenn ich meine Erinnerungen durchblättere, muss ich ihr eines Tages auf dem Bredaplatze begegnet sein, wo sie mir zierlich leichten Schrittes vorüberging; sie trug ein graues Hütchen von gesuchter Einfachheit, und war vom Kinn bis zu den Fersen in einen prachtvollen indischen Shawl gehüllt, dessen Saum über das Pflaster hinstreifte. Wofür halten Sie diese Frau? sagte ich zu Herrn De Balzac, der mich begleitete. — „Es ist eine unterhaltene Frau," antwortete der Romanschreiber. — Ich war vielmehr der Ansicht, dass sie eine Herzogin sei. Aus den Mittheilungen eines gemeinsamen Freundes, der gerade hinzutrat, ersahen wir, dass wir Beide Recht gehabt.

Eben so gut, wie den Charakter der Frau Venus, verstand der alte Poet den des Tannhäuser zu schildern, jenes wackern Ritters, welcher der Chevalier Des Grieux des Mittelalters ist. Welch ein schöner Zug ferner, wenn in der Mitte des Liedes Tannhäuser plötzlich in seinem eigenen Namen zum Publikum zu sprechen beginnt und uns erzählt, was eigentlich der Dichter erzählen sollte, nämlich wie er die Welt in Verzweiflung durch-

pilgert! Wir sehen darin die Ungewandtheit eines bildungsarmen Dichters, aber dergleichen Töne bringen in ihrer Naivetät wunderbare Wirkungen hervor.

Das eigentliche Alter des Tannhäuserlieds wäre schwer zu bestimmen. Es existiert schon in fliegenden Blättern vom ältesten Druck. Ein junger deutscher Dichter, Herr Bechstein, welcher sich freundlichst in Deutschland daran erinnerte, daß, als ich ihn in Paris bei meinem Freunde Wolf sah, jene alten fliegenden Blätter das Thema unserer Unterhaltung bildeten, hat mir dieser Tage eins derselben, betitelt: „Das Lied von dem Danheüser“ zugeschickt. Nur die größere Alterthümlichkeit der Sprache hielt mich davon ab, an der Stelle der obigen jüngeren Version diese ältere mitzutheilen. Die ältere enthält viele Abweichungen und trägt nach meinem Bedünken einen weit poetischeren Charakter.

Durch Zufall erhielt ich ebenfalls unlängst eine Bearbeitung desselben Liedes, wo kaum der äußere Rahmen der älteren Versionen beibehalten worden, die inneren Motive jedoch aufs sonderbarste verändert sind. In seiner älteren Gestalt ist das Gedicht unstreitig viel schöner, einfacher und großartiger. Nur eine gewisse Wahrheit des Ge-

fühls hat die erwähnte jüngere Version mit demselben gemein, und da ich gewiss das einzige Exemplar besitze, das davon existiert, so will ich auch diese hier mittheilen:

Ihr guten Christen, lasst euch nicht
Von Satan's List umgarnen!
Ich sing' euch das Tannhäuserlied,
Um eure Seelen zu warnen.

Der edle Tannhäuser, ein Ritter gut,
Wollt' Lieb und Lust gewinnen,
Da zog er in den Venusberg,
Blieb sieben Jahre drinnen.

„Frau Venus, meine schöne Frau,
Leb wohl, mein holdes Leben!
Ich will nicht länger bleiben bei dir,
Du sollst mir Urlaub geben."

„„Tannhäuser, edler Ritter mein,
Hast heut mich nicht geküsset;
Küss mich geschwind und sage mir,
Was du bei mir vermisset?

„„Habe ich nicht den süßesten Wein
Tagtäglich dir kredenzet?
Und hab' ich nicht mit Rosen dir
Tagtäglich das Haupt bekränzet?““

„Frau Venus, meine schöne Frau,
Von süßem Wein und Küssen
Ist meine Seele worden krank;
Ich schmachte nach Bitternissen.

„Wir haben zu viel gescherzt und gelacht,
Ich sehne mich nach Thränen,
Und statt mit Rosen möcht' ich mein Haupt
Mit spitzigen Dornen krönen.“

„„Tannhäuser, edler Ritter mein,
Du willst dich mit mir zanken;
Du hast geschworen vieltausendmal,
Niemals von mir zu wanken.

„„Komm, lass uns in die Kammer gehn,
Zu spielen der heimlichen Minne;
Mein schöner liljenweißer Leib
Erheitert deine Sinne.““

„Frau Venus, meine schöne Frau,
Dein Reiz wird ewig blühen;
Wie Viele einst für dich geglüht,
So werden noch Viele glühen.

„Doch denk' ich der Götter und Helden, die einst
Sich zärtlich daran geweidet,
Dein schöner liljenweißer Leib,
Er wird mir schier verleidet.

„Dein schöner liljenweißer Leib
Erfüllt mich fast mit Entsetzen,
Gedenk' ich, wie Viele werden sich
Noch späterhin dran ergetzen!“

„„Tannhäuser, edler Ritter mein,
Das sollst du mir nicht sagen,
Ich wollte lieber, du schlügest mich,
Wie du mich oft geschlagen.

„„Ich wollte lieber, du schlügest mich,
Als daß du Beleidigung sprächest,
Und mir, undankbar kalter Christ,
Den Stolz im Herzen brächest.

„„Weil ich dich geliebet gar zu sehr,
Hör' ich nun solche Worte —
Leb wohl, ich gebe Urlaub dir,
Ich öffne dir selber die Pforte.““

Zu Rom, zu Rom, in der heiligen Stadt,
Da singt es und klingelt und läutet;
Da zieht einher die Procession,
Der Papst in der Mitte schreitet.

Das ist der fromme Papst Urban,
Er trägt die dreifache Krone,
Er trägt ein rothes Purpurgewand,
Die Schleppe tragen Barone.

„O heiliger Vater, Papst Urban,
Ich lass' dich nicht von der Stelle,
Du hörest zuvor meine Beichte an,
Du rettest mich von der Hölle!“

Das Volk, es weicht im Kreis zurück,
Es schweigen die geistlichen Lieder:
Wer ist der Pilger bleich und wüst?
Vor dem Papste kniet er nieder.

„O heiliger Vater, Papst Urban,
Du kannst ja binden und lösen,
Errette mich von der Höllenqual
Und von der Macht des Bösen!

„Ich bin der edle Tannhäuser genannt,
Wollt' Lieb und Lust gewinnen,
Da zog ich in den Venusberg,
Blieb sieben Jahre drinnen.

„Frau Venus ist eine schöne Frau,
Liebreizend und anmuthreiche;
Wie Sonnenschein und Blumenduft
Ist ihre Stimme, die weiche.

„Wie der Schmetterling flattert um eine Blum',
Am zarten Kelch zu nippen,
So flatterte meine Seele stets
Um ihre Rosenlippen.

„Ihr edles Gesicht umringeln wild
Die blühend schwarzen Locken;
Schaun dich die großen Augen an,
Wird dir der Athem stocken.

„Schaun dich die großen Augen an,
So bist du wie angekettet;
Ich habe nur mit großer Noth
Mich aus dem Berg gerettet.

„Ich hab' mich gerettet aus dem Berg,
Doch stets verfolgen die Blicke
Der schönen Frau mich überall,
Sie winken: Komm' zurücke!

„Ein armes Gespenst bin ich am Tag,
Des Nachts mein Leben erwachet,
Dann träum' ich von meiner schönen Frau,
Sie sitzt bei mir und lachet.

„Sie lacht so gesund, so glücklich, so toll,
Und mit so weißen Zähnen!
Wenn ich an dieses Lachen denk',
So weine ich plötzliche Thränen.

„Ich liebe sie mit Allgewalt,
Nichts kann die Liebe hemmen!
Das ist wie ein wilder Wasserfall,
Du kannst seine Fluthen nicht dämmen!

„Er springt von Klippe zu Klippe herab
Mit lautem Tosen und Schäumen,
Und bräch' er tausendmal den Hals,
Er wird im Laufe nicht säumen.

„Wenn ich den ganzen Himmel besäß',
Frau Venus schenkt' ich ihn gerne;
Ich gäb' ihr die Sonne, ich gäb' ihr den Mond,
Ich gäbe ihr sämmtliche Sterne.

„Ich liebe sie mit Allgewalt,
Mit Flammen, die mich verzehren —
Ist Das der Hölle Feuer schon,
Die Gluthen, die ewig währen?

„O heiliger Vater, Papst Urban,
Du kannst ja binden und lösen!
Errette mich von der Höllenqual
Und von der Macht des Bösen!"

Der Papst hub jammernd die Händ' empor,
Hub jammernd an zu sprechen:
„Tannhäuser, unglücksel'ger Mann,
Der Zauber ist nicht zu brechen.

„Der Teufel, den man Venus nennt,
Er ist der schlimmste von Allen,
Erretten kann ich dich nimmermehr
Aus seinen schönen Krallen.

„Mit deiner Seele musst du jetzt
Des Fleisches Lust bezahlen,
Du bist verworfen, du bist verdammt
Zu ewigen Höllenqualen.“

Der Ritter Tannhäuser er wandelt so rasch,
Die Füße die wurden ihm wunde.
Er kam zurück in den Venusberg
Wohl um die Mitternachtsstunde.

Frau Venus erwachte aus dem Schlaf,
Ist schnell aus dem Bette gesprungen;
Sie hat mit ihrem weißen Arm
Den geliebten Mann umschlungen.

Aus ihrer Nase rann das Blut,
Den Augen die Thränen entflossen;
Sie hat mit Thränen und Blut das Gesicht
Des geliebten Mannes begossen.

Der Ritter legte sich ins Bett,
Er hat kein Wort gesprochen.
Frau Venus in die Küche ging,
Um ihm eine Suppe zu kochen.

Sie gab ihm Suppe, sie gab ihm Brot,
Sie wusch seine wunden Füße,
Sie kämmte ihm das struppige Haar,
Und lachte dabei so süße.

„„Tannhäuser, edler Ritter mein,
Bist lange ausgeblieben;
Sag an, in welchen Landen du dich
So lange herumgetrieben?““

„Frau Venus, meine schöne Frau,
Ich hab' in Welschland verweilet;
Ich hatte Geschäfte in Rom, und bin
Schnell wieder hieher geeilet.

„Auf sieben Hügeln ist Rom gebaut,
Die Tiber thut dorten fließen;
Auch hab' ich in Rom den Papst gesehn,
Der Papst er läßt dich grüßen.

„Auf meinem Rückweg sah ich Florenz,
Bin auch durch Mailand gekommen,
Und bin alsdann mit raschem Muth
Die Schweiz hinaufgeklommen.

„Und als ich über die Alpen zog,
Da fing es an zu schneien,
Die blauen Seen die lachten mich an,
Die Adler krächzen und schreien.

„Und als ich auf dem Sankt Gotthardt stand,
Da hört' ich Deutschland schnarchen;
Es schlief da unten in sanfter Hut
Von sechsunddreißig Monarchen *).

„In Schwaben besah ich die Dichterschul',
Gar liebe Geschöpfchen und Tröpfchen!
Auf kleinen Kackstühlchen saßen sie dort,
Fallhütchen auf den Köpfchen.

---

*) In der französischen Ausgabe folgt hier die Schlußstrophe: „J'avais hâte de revenir auprès de toi, dame Vénus, ma mie. On est bien ici, et je ne quitterai plus jamais ta montagne."

Der Herausgeber.

„Zu Frankfurt kam ich am Schabbes an,
Und aß dort Schalet und Klöße;
Ihr habt die beste Religion,
Auch lieb' ich das Gänsegekröse.

„In Dresden sah ich einen Hund,
Der einst gehört zu den Bessern,
Doch fallen ihm jetzt die Zähne aus,
Er kann nur bellen und wässern.

„Zu Weimar, dem Musenwittwensitz,
Da hört' ich viel Klagen erheben,
Man weinte und jammerte: Goethe sei todt,
Und Eckermann sei noch am Leben!

„Zu Potsdam vernahm ich ein lautes Geschrei —
Was giebt es? rief ich verwundert.
„„Das ist der Gans in Berlin, der liest
Dort über das letzte Jahrhundert.""

„Zu Göttingen blüht die Wissenschaft,
Doch bringt sie keine Früchte.
Ich kam dort durch in stockfinstrer Nacht,
Sah nirgendswo ein Lichte.

„Zu Celle im Zuchthaus sah ich nur
Hannoveraner — O Deutsche!
Uns fehlt ein Nationalzuchthaus
Und eine gemeinsame Peitsche!

„Zu Hamburg frug ich, warum so sehr
Die Straßen stinken thäten.
Doch Juden und Christen versicherten mir,
Das käme von den Flethen.

„Zu Hamburg, in der guten Stadt,
Wohnt mancher schlechter Geselle;
Und als ich auf die Börse kam,
Ich glaubte, ich wär' noch in Celle.

„Zu Hamburg, in der guten Stadt,
Soll Keiner mich wiederschauen!
Ich bleibe jetzt im Venusberg,
Bei meiner schönen Frauen." *)

---

*) Obige Schlußstrophe glaubte ich an dieser Stelle in unveränderter Form abdrucken zu müssen. Heine änderte dieselbe später, wie folgt:

„Zu Hamburg sah ich Altona,
Ist auch eine schöne Gegend;
Ein andermal erzähl' ich dir,
Was mir alldort begegent."

Der Herausgeber.

Ich will dem Publikum Nichts aufbinden, weder in Versen noch in Prosa, und ich bekenne offen, daſs das eben mitgetheilte Gedicht von mir selbst herrührt, und keinem Minnesänger des Mittelalters angehört. Ich fühlte mich indeſs versucht, dasselbe dem ursprünglichen Liede folgen zu lassen, in welchem der alte Dichter denselben Stoff behandelt hat. Diese Zusammenstellung wird recht interessant und belehrend für den Kritiker sein, der sehen möchte, in wie verschiedener Art zwei Dichter zweier ganz entgegengesetzten Epochen eine und dieselbe Legende behandelt haben, indem sie denselben Plan, dasselbe Versmaß und fast denselben äußeren Rahmen beibehielten. Der Geist jener beiden Zeitalter muſs aus einer solchen Zusammenstellung deutlich hervorleuchten; es ist, so zu sagen, ein Stück vergleichender Anatomie auf dem Felde der Literatur. In der That, wenn man gleichzeitig diese beiden Versionen durchliest, sieht man, wie bei dem älteren Dichter der antike Glaube vorherrscht, während bei dem modernen Dichter, der zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts geboren ward, sich der Skepticismus seines Zeitalters offenbart. Man sieht, wie der Letztere, von keiner Autorität beengt, seiner Phantasie den freiesten Flug gewährt und in seiner Dichtung keinen anderen Zweck verfolgt als den, rein menschliche Ge-

fühle in seinen Versen angemessen auszusprechen (bien exprimer). Der ältere Poet dagegen verbleibt unter dem Joche der kirchlichen Autorität; er hat einen didaktischen Zweck, er will ein religiöses Dogma feiern, er predigt die Tugend der christlichen Liebe, und das letzte Wort seines Gedichtes deutet auf die Gnadenkraft der Reue zur Vergebung jeglicher Sünde hin. Der Papst selber bekommt einen Verweis, weil er dieser erhabenen christlichen Wahrheit vergaß, und der dürre Stecken, der in seinen Händen zu grünen beginnt, lässt ihn — freilich zu spät — die unergründliche Tiefe des göttlichen Erbarmens erkennen.

Das vorhin mitgetheilte ursprüngliche Tannhäuserlied ist wahrscheinlich kurz vor der Reformation abgefasst; die Sage selbst reicht nicht viel höher hinauf, sie ist vielleicht kaum hundert Jahr' älter. Die Frau Venus erscheint also sehr spät in deutschen Sagen, während andre Gottheiten, z. B. Diana, das ganze Mittelalter hindurch bekannt waren. Letztere sieht man schon im siebenten und achten Jahrhundert als einen bösen Dämon verschrieen in den Dekreten der Bischöfe. Sie erscheint seitdem gewöhnlich als Reiterin, sie, die ehemals in Griechenland so leicht beschuht zu Fuße durch die Wälder lief. Während anderthalb Jahrtausend musste sie sich in

den verschiedenartigsten Gestalten herumtreiben, und ihr Charakter erlitt ebenfalls die größte Umwandlung. Ich werde später die darauf bezüglichen Legenden vermelden.

Es drängt sich mir hier eine Bemerkung auf, deren Entwicklung zu den interessantesten Untersuchungen hinlänglichen Stoff böte*).

Ich rede nämlich hier wieder von der Umwandlung in Dämonen, welche die griechisch-römischen Gottheiten erlitten haben, als das Christenthum zur

---

*) Hier beginnt die von Heine besorgte deutsche Ausgabe der „Götter im Exil", eingeleitet durch die Worte: „Schon in meinen frühesten Schriften besprach ich die Idee, welcher die nachfolgenden Mittheilungen entsprossen. Ich rede nämlich hier wieder &c." — In der französischen Ausgabe fehlt die nachfolgende Stelle bis S. 260. Es heißt dort (und ursprünglich auch im deutschen Originalmanuscript) statt dessen weiter: „Ich will aber nur einen Fingerzeig und eine Anleitung ertheilen, zum Besten junger Gelehrten, denen es am Besten fehlt, am Gedanken. — Ich will nämlich mit wenigen Worten darauf aufmerksam machen, wie die alten heidnischen Götter, von welchen wir reden, zur Zeit des definitiven Sieges des Christenthums &c."

Der Herausgeber.

Oberherrschaft in der Welt gelangte. Der Volksglaube schrieb jenen Göttern jetzt eine zwar wirkliche, aber vermaledeite Existenz zu, in dieser Ansicht ganz übereinstimmend mit der Lehre der Kirche. Letztere erklärte die alten Götter keineswegs, wie es die Philosophen gethan, für Chimären, für Ausgeburten des Lugs und des Irrthums, sondern sie hielt sie vielmehr für böse Geister, welche durch den Sieg Christi vom Lichtgipfel ihrer Macht gestürzt, jetzt auf Erden im Dunkel alter Tempeltrümmer oder Zauberwälder ihr Wesen trieben und die schwachen Christenmenschen, die sich hierhin verirrt, durch ihre verführerischen Teufelskünste, durch Wollust und Schönheit, besonders durch Tänze und Gesang, zum Abfall verlockten. Alles, was auf dieses Thema Bezug hat, die Umgestaltung der alten Naturkulte in Satansdienst und des heidnischen Priesterthums in Hexerei, diese Verteuflung der Götter, habe ich sowohl in den Beiträgen „zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ wie in den „Elementargeistern“ unumwunden besprochen, und ich glaube mich jetzt um so mehr jeder weitern Besprechung überheben zu können, da seitdem viele andre Schriftsteller, sowohl der Spur meiner Andeutungen folgend, als auch angeregt durch die Winke, welche ich über die Wichtigkeit des Gegen-

standes ertheilt, jenes Thema viel weitläufiger, umfassender und gründlicher als ich behandelt haben. Wenn sie bei dieser Gelegenheit nicht den Namen des Autors erwähnt, der sich das Verdienst der Initiative erworben, so war Dieses gewiss eine Vergesslichkeit von geringem Belange. Ich selbst will einen solchen Anspruch nicht sehr hoch anschlagen. In der That, es ist wahr, das Thema, das ich aufs Tapet brachte, war keine Neuigkeit; aber es hat mit solchem Vulgarisieren alter Ideen immer dieselbe Bewandtnis wie mit dem Ei des Kolumbus. Jeder hat die Sache gewusst, aber Keiner hat sie gesagt. Ja, was ich sagte, war keine Novität und befand sich längst gedruckt in den ehrwürdigen Folianten und Quartanten der Kompilatoren und Antiquare, in diesen Katakomben der Gelehrsamkeit, wo zuweilen mit einer grauenhaften Symmetrie, die noch weit schrecklicher ist als wüste Willkür, die heterogensten Gedankenknochen aufgeschichtet. — Auch gestehe ich, dass ebenfalls moderne Gelehrte das erwähnte Thema behandelt; aber sie haben es, so zu sagen, eingesargt in die hölzernen Mumienkasten ihrer konfusen und abstrakten Wissenschaftssprache, die das große Publikum nicht entziffern kann und für ägyptische Hieroglyphen halten dürfte. Aus solchen Grüften und Beinhäusern habe ich den Gedanken wieder zum

wirklichen Leben heraufbeschworen durch die Zaubermacht des allgemein verständlichen Wortes, durch die Schwarzkunst eines gesunden, klaren, volksthümlichen Stiles!

Doch ich kehre zurück zu meinem Thema, dessen Grundidee, wie oben angedeutet, hier nicht weiter erörtert werden soll. Nur mit wenigen Worten will ich den Leser darauf aufmerksam machen, wie die armen alten Götter, von welchen oben die Rede, zur Zeit des definitiven Sieges des Christenthums, also im dritten Jahrhundert, in Verlegenheiten geriethen, die mit älteren traurigen Zuständen ihres Götterlebens die größte Analogie boten. Sie befanden sich nämlich jetzt in dieselben betrübsamen Nothwendigkeiten versetzt, worin sie sich schon weiland befanden, in jener uralten Zeit, in jener revolutionären Epoche, als die Titanen aus dem Gewahrsam des Orkus heraufbrachen und, den Pelion auf den Ossa thürmend, den Olymp erkletterten. Sie mussten damals schmählich flüchten, die armen Götter, und unter allerlei Vermummungen verbargen sie sich bei uns auf Erden. Die Meisten begaben sich nach Ägypten, wo sie zu größerer Sicherheit Thiergestalt annahmen, wie männiglich bekannt. In derselben Weise mussten die armen Heidengötter wieder die Flucht ergreifen und unter allerlei Ver-

mummungen in abgelegenen Verstecken ein Unterkommen suchen, als der wahre Herr der Welt sein Kreuzbanner auf die Himmelsburg pflanzte, und die ikonoklastischen Zeloten, die schwarze Bande der Mönche, alle Tempel brachen und die verjagten Götter mit Feuer und Fluch verfolgten. Viele dieser armen Emigranten, die ganz ohne Obdach und Ambrosia waren, mussten jetzt zu einem bürgerlichen Handwerke greifen, um wenigstens das liebe Brot zu erwerben. Unter solchen Umständen musste Mancher, dessen heilige Haine konfisciert waren, bei uns in Deutschland als Holzhacker taglöhnern und Bier trinken statt Nektar. Apollo scheint sich in dieser Noth dazu bequemt zu haben, bei Viehzüchtern Dienste zu nehmen, und wie er einst die Kühe des Admetos weidete, so lebte er jetzt als Hirt in Niederösterreich, wo er aber, verdächtig geworden durch sein schönes Singen, von einem gelehrten Mönch als ein alter zauberischer Heidengott erkannt, den geistlichen Gerichten überliefert wurde. Auf der Folter gestand er, dass er der Gott Apollo sei. Vor seiner Hinrichtung bat er auch, man möchte ihm nur noch einmal erlauben, auf der Zither zu spielen und ein Lied zu singen. Er spielte aber so herzrührend und sang so bezaubernd, und war dabei so schön von Angesicht und Leibesgestalt, dass alle Frauen wein-

ten, ja viele durch solche Rührung später erkrankten. Nach einiger Zeit wollte man ihn aus seiner Gruft wieder hervorziehen, um ihm einen Pfahl durch den Leib zu stoßen, in der Meinung, er müsse ein Vampyr gewesen sein und die erkrankten Frauen würden durch solches probate Hausmittel genesen; aber man fand das Grab leer.

Über die Schicksale des alten Kriegsgottes Mars seit dem Siege der Christen weiß ich nicht Viel zu vermelden. Ich bin nicht abgeneigt zu glauben, daſs er in der Feudalzeit das Faustrecht benutzt haben mag. Der lange Schimmelpennig, Neffe des Scharfrichters von Münster, begegnete ihm zu Bologna, wo sie eine Unterredung hatten, die ich an einem andern Orte mittheilen werde. Einige Zeit vorher*) diente er unter Frundsberg in der Eigenschaft eines Landsknechtes, und war zugegen bei der Erstürmung von Rom, wo ihm gewiſs bitter zu Muthe war, als er seine alte Lieblingsstadt und die Tempel, worin er selbst verehrt worden, so wie auch die Tempel seiner Verwandten, so schmählich verwüsten sah.

Besser als dem Mars und dem Apollo war es nach der großen Retirade dem Gotte Bacchus ergangen, und die Legende erzählt Folgendes:

*) „Einige Zeit nachher" steht in der französischen Ausgabe. Der Herausgeber.

In Tyrol giebt es sehr große Seen, die von Waldungen umgeben, deren himmelhohe Bäume sich prachtvoll in der blauen Fluth abspiegeln. Baum und Wasser rauschen so geheimnisvoll, daſs Einem wunderlich zu Sinne wird, wenn man dort einsam wandelt. An dem Ufer eines solchen Sees stand die Hütte eines jungen Fischers, der sich mit dem Fischfang ernährte und auch wohl das Geschäft eines Fährmanns besorgte, wenn irgend ein Reisender über den See gesetzt zu werden begehrte. Er hatte eine große Barke, die, an alten Baumstämmen angebunden, unfern von seiner Wohnung lag. In dieser letztern lebte er ganz allein. Einst, zur Zeit der herbstlichen Tagesgleiche, gegen Mitternacht, hörte er an sein Fenster klopfen, und als er vor die Thüre trat, sah er drei Mönche, die ihre Köpfe in den Kutten tief vermummt hielten und sehr eilig zu sein schienen. Einer von ihnen bat ihn hastig, ihnen seinen Kahn zu leihen, und versprach, denselben in wenigen Stunden an dieselbe Stelle zurückzubringen. Die Mönche waren ihrer Drei, und der Fischer, welcher unter solchen Umständen nicht lange zögern konnte, band den Kahn los, und während Jene einstiegen und über den See fortfuhren, ging er nach seiner Hütte zurück und legte sich aufs Ohr. Jung wie er war, schlief er bald ein, aber

nach einigen Stunden ward er von den zurückkehrenden Mönchen aufgeweckt; als er zu ihnen hinaustrat, drückte ihm Einer von ihnen ein Silberstück als Fährgeld in die Hand, und alle Drei eilten rasch von dannen. Der Fischer ging, nach seinem Kahn zu schauen, den er fest angebunden fand. Dann schüttelte er sich, doch nicht wegen der Nachtluft. Es war ihm nämlich sonderbar fröstelnd durch die Glieder gefahren, und es hatte ihm fast das Herz erkältet, als der Mönch, der ihm das Fährgeld gereicht, seine Hand berührte; die Finger des Mönches waren eiskalt. Diesen Umstand konnte der Fischer einige Tage lang gar nicht vergessen. Doch die Jugend schlägt sich endlich alles Unheimliche aus dem Sinn, und der Fischer dachte nicht mehr an jenes Ereignis, als im folgenden Jahre, gleichfalls um die Zeit der Tagesgleiche, gegen Mitternacht an das Fenster der Fischerhütte geklopft wurde und wieder mit großer Hast die drei vermummten Mönche erschienen, welche wieder den Kahn verlangten. Der Fischer überließ ihnen denselben diesmal mit weniger Besorgnis, und als sie nach einigen Stunden zurückkehrten, und ihm einer der Mönche eilig das Fährgeld in die Hand drückte, fühlte er wieder mit Schaudern die eiskalten Finger. Dasselbe Ereignis wiederholte sich jedes Jahr um dieselbe Zeit in der-

selben Weise, und endlich, als der siebente Jahrestag herannahte, ergriff den Fischer eine große Begier, das Geheimnis, das sich unter jenen drei Kutten verbarg, um jeden Preis zu erfahren. Er legte eine Menge Netzwerke in den Kahn, dass dieselben ein Versteck bildeten, wo er hineinschlüpfen konnte, während die Mönche das Fahrzeug besteigen würden. Die erwarteten dunklen Kunden kamen wirklich um die bestimmte Zeit, und es gelang dem Fischer, sich unversehens unter die Netze zu verstecken und an der Überfahrt theilzunehmen. Zu seiner Verwunderung dauerte diese nur kurze Zeit, während er sonst mehr als eine Stunde brauchte, ehe er ans entgegengesetzte Ufer gelangen konnte, und noch größer war sein Erstaunen, als er hier, wo die Gegend ihm so gut bekannt war, jetzt einen weiten offnen Waldesplatz sah, den er früher noch nie erblickt, und der mit Bäumen umgeben war, die einer ihm ganz fremden Vegetation angehörten. Die Bäume waren behängt mit unzähligen Lampen, auch Vasen mit loderndem Waldharz standen auf hohen Postamenten, und dabei schien der Mond so hell, dass der Fischer die dort versammelte Menschenmenge so genau betrachten konnte, wie am hellen Tage. Es waren viele hundert Personen, junge Männer und junge Frauen, meistens bildschön, obgleich ihre Ge-

sichter alle so weiß wie Marmor waren, und dieser Umstand, verbunden mit der Kleidung, die in weißen, sehr weit aufgeschürzten Tuniken mit Purpursaum bestand, gab ihnen das Aussehn von wandelnden Statuen. Die Frauen trugen auf den Häuptern Kränze von natürlichem oder auch aus Gold- und Silberdraht verfertigtem Weinlaub, und das Haar war zum Theil auf dem Scheitel in eine Krone geflochten, zum Theil auch ringelte dasselbe aus dieser Krone wildlockig hinab in den Nacken. Die jungen Männer trugen ebenfalls auf den Häuptern Kränze von Weinlaub. Männer und Weiber aber, in den Händen goldne Stäbe schwingend, die mit Weinlaub umrankt, kamen jubelnd herangeflogen, um die drei Ankömmlinge zu begrüßen. Einer derselben warf jetzt seine Kutte von sich, und zum Vorschein kam ein impertinenter Geselle von gewöhnlichem Mannesalter, der ein widerwärtig lüsternes, ja unzüchtiges Gesicht hatte, mit spitzen Bocksohren begabt war und eine lächerlich übertriebene Geschlechtlichkeit, eine höchst anstößige Hyperbel, zur Schau trug. Der andre Mönch warf ebenfalls seine Kutte von sich, und man sah einen nicht minder nackten Dickwanst, auf dessen kahlen Glatzkopf die muthwilligen Weiber einen Rosenkranz pflanzten. Beider Mönche Antlitz war schneeweiß, wie das der übrigen

Versammlung. Schneeweiß war auch das Gesicht des dritten Mönchs, der schier lachend die Kapuze vom Haupte streifte. Als er den Gürtelstrick seiner Kutte losband, und das fromme schmutzige Gewand nebst Kreuz und Rosenkranz mit Ekel von sich warf, erblickte man in einer von Diamanten glänzenden Tunika eine wunderschöne Jünglingsgestalt vom edelsten Ebenmaß, nur dass die runden Hüften und die schmächtige Taille etwas Weibisches hatten. Auch die zärtlich gewölbten Lippen und die verschwimmend weichen Züge verliehen dem Jüngling ein etwas weibisches Aussehen, doch sein Gesicht trug gleichwohl einen gewissen kühnen, fast übermüthig heroischen Ausdruck. Die Weiber liebkosten ihn mit wilder Begeisterung, setzten ihm einen Epheukranz aufs Haupt, und warfen auf seine Schulter ein prachtvolles Leopardenfell. In demselben Augenblick kam, bespannt mit zwei Löwen, ein goldner zweirädriger Siegeswagen herangerollt, auf den sich der junge Mensch mit Herrscherwürde, aber doch heitern Blickes, hinaufschwang. Er leitete an purpurnen Zügeln das wilde Gespann. An der rechten Seite seines Wagens schritt der Eine seiner entkutteten Gefährten, dessen geile Gebärden und oben erwähnte unanständige Übertriebenheit das Publikum ergötzten, während sein Genosse, der kahlköpfige Dickwanst,

den die lustigen Frauen auf einen Esel gehoben hatten, an der linken Seite des Wagens einherritt, in der Hand einen goldnen Pokal haltend, der ihm beständig mit Wein gefüllt wurde. Langsam bewegte sich der Wagen, und hinter ihm wirbelte die tanzende Ausgelassenheit der weinlaubgekrönten Männer und Weiber. Dem Wagen voran ging die Hofkapelle des Triumphators: der hübsche bausbäckige Junge mit der Doppelflöte im Maule; dann die hochgeschürzte Tamburinschlägerin, die mit den Knöcheln der umgekehrten Hand auf das klirrende Fell lostrommelte; dann die ebenso holdselige Schöne mit dem Triangel; dann die Hornisten, bocksfüßige Gesellen mit schönen, aber lasciven Gesichtern, welche auf wunderlich geschwungenen Thierhörnern oder Seemuscheln ihre Fanfaren bliesen; dann die Lautenspieler —

Doch, lieber Leser, ich vergesse, daß du ein sehr gebildeter und wohlunterrichteter Leser bist, der schon lange gemerkt hat, daß hier von einem Bacchanale die Rede ist, von einem Feste des Dionysos. Du hast oft genug auf alten Basreliefen oder Kupferstichen archäologischer Werke die Triumphzüge gesehen, die jenen Gott verherrlichen, und wahrlich, bei deinem klassisch gebildeten Sinn würdest du nimmermehr erschrecken, wenn dir einmal

plötzlich in der mitternächtlichen Abgeschiedenheit eines Waldes der schöne Spuk eines solchen Bacchuszuges nebst dem dazu gehörigen betrunkenen Personale leiblich vor Augen träte — Höchstens würdest du einen leisen lüsternen Schauer, ein ästhetisches Gruseln empfinden beim Anblick dieser bleichen Versammlung, dieser anmuthigen Phantome, die den Sarkophagen ihrer Grabmäler oder den Verstecken ihrer Tempelruinen entstiegen sind, um den alten fröhlichen Gottesdienst noch einmal zu begehen, um noch einmal mit Spiel und Reigen die Siegesfahrt des göttlichen Befreiers, des Heilandes der Sinnenlust zu feiern, um noch einmal den Freudentanz des Heidenthums, den Kankan der antiken Welt, zu tanzen, ganz ohne hypokritische Verhüllung, ganz ohne Dazwischenkunft der Sergents-de-ville einer spiritualistischen Moral, ganz mit dem ungebundenen Wahnsinn der alten Tage, jauchzend, tobend, jubelnd: Evoe Bacche!*) Aber ach! lieber Leser,

*) In der französischen Ausgabe findet sich hier noch der Satz: „Wie gesagt, lieber Leser, du bist ein unterrichteter und aufgeklärter Mann, den eine nächtliche Erscheinung dieser Art nicht mehr erschrecken würde, als wenn es eine Phantasmagorie der Académie impériale de musique wäre, hervorgerufen durch das poetische Genie des Herrn Eugène Scribe, dem das musikalische Genie des berühmten Maestro Giacomo Meyerbeer seine Mitarbeiterschaft lieh.“ Der Herausgeber.

der arme Fischer, von welchem wir berichten, war keineswegs, wie du, in der Mythologie bewandert, er hatte gar keine archäologischen Studien gemacht, und er war von Schrecken und Angst ergriffen bei dem Anblick jenes schönen Triumphators mit seinen zwei wunderlichen Akoluthen, als sie ihrer Mönchstracht entsprungen; er schauderte ob der unzüchtigen Gebärden und Sprünge der Bacchanten, der Faunen, der Satyrn, die ihm durch ihre Bocksfüße und Hörner ganz besonders diabolisch erschienen, und die gesammte Societät hielt er für einen Kongreß von Gespenstern und Dämonen, welche durch ihre Maleficien allen Christenmenschen Verderben zu bereiten suche. Das Haar sträubte sich auf seinem Haupte, als er die halsbrechend unmögliche Positur einer Mänade sah, die mit flatterndem Haar das Haupt zurückwarf und sich nur durch den Thyrsus im Gleichgewicht erhielt. Ihm selber, dem armen Schiffer, ward es wirr im Hirn, als er hier Korybanten erblickte, die mit den kurzen Schwertern ihrem eigenen Leibe Wunden beibrachten, tobsüchtig die Wollust suchend in dem Schmerze selbst. Die weichen, zärtlichen und doch zugleich grausamen Töne der Musik, die er vernahm, drangen in sein Gemüth wie Flammen, lodernd, verzehrend, grauenhaft. Aber als der arme Mensch jenes verrufene

ägyptische Symbol erblickte, das in übertriebener Größe und bekränzt mit Blumen von einem schamlosen Weibe auf einer hohen Stange herumgetragen wurde, da verging ihm Hören und Sehen — und er stürzte nach seinem Kahn zurück und verkroch sich unter die Netze, zähneklappernd und zitternd, als hielte ihn Satan bereits an einem Fuße fest. Nicht lange darauf kamen die drei Mönche ebenfalls nach dem Kahne zurück und stießen ab. Als sie endlich am andern See-Ufer landeten und ausstiegen, wusste der Fischer so geschickt seinem Versteck zu entschlüpfen, dass die Mönche meinten, er habe hinter den Weiden ihrer geharrt, und indem ihm Einer von ihnen wieder mit eiskalten Fingern den Fährlohn in die Hand drückte, eilten sie stracks von hinnen.

Sowohl seines eigenen Seelenheils wegen, das er gefährdet glaubte, als auch um andere Christenmenschen vor Verderben zu bewahren, hielt sich der Fischer für verpflichtet, das unheimliche Begebnis dem geistlichen Gerichte anzuzeigen, und da der Superior eines nahegelegenen Franciskanerklosters als Vorsitzer eines solchen Gerichtes und ganz besonders als gelahrter Exorcist in großem Ansehen stand, beschloss er, sich unverzüglich zu ihm zu begeben. Die Frühsonne fand daher den Fischer schon auf dem Wege nach dem Kloster, und demüthigen

Blickes stand er bald vor Seiner Hochwürden, dem Superior, der in seiner Bücherei, die Kapuze weit übers Gesicht gezogen, in einem Lehnsessel saß, und in dieser nachdenklichen Positur sitzen blieb, während ihm der Fischer die grausenhafte Historie erzählte. Als Derselbe mit dieser Relation zu Ende war, erhob der Superior sein Haupt, und indem die Kapuze zurückfiel, sah der Fischer mit Bestürzung, dass Seine Hochwürden einer von den drei Mönchen war, die jährlich über den See fuhren, und er erkannte in ihm eben Denjenigen, den er diese Nacht als heidnischen Dämon auf dem Siegeswagen mit dem Löwengespann gesehen; es war dasselbe marmorblasse Gesicht, dieselben regelmäßig schönen Züge, derselbe Mund mit den zärtlich gewölbten Lippen — Und um diese Lippen schwebte ein wohlwollendes Lächeln, und diesem Munde entquollen jetzt die sanftklingenden salbungsreichen Worte: Geliebter Sohn in Christo! wir glauben herzlich gern, dass Ihr diese Nacht in der Gesellschaft des Gottes Bacchus zugebracht habt, und Eure phantastische Spukgeschichte giebt Dessen hinlänglich Kunde. Wir wollen bei Leibe nichts Unliebiges von diesem Gotte sagen, er ist gewiss manchmal ein Sorgenbrecher und erfreut des Menschen Herz, aber er ist sehr gefährlich für Diejenigen, die nicht Viel vertragen

können, und zu Diesen scheint Ihr zu gehören. Wir rathen Euch daher, hinfüro nur mit Maß des goldenen Rebensaftes zu genießen, und mit den Hirngeburten der Trunkenheit die geistlichen Obrigkeiten nicht mehr zu behelligen, und auch von Eurer letzten Vision zu schweigen, ganz das Maul zu halten, widrigenfalls Euch der weltliche Arm des Büttels fünfundzwanzig Peitschenhiebe aufzählen soll. Jetzt aber, geliebter Sohn in Christo, geht in die Klosterküche, wo Euch der Bruder Kellermeister und der Bruder Küchenmeister einen Imbiß vorsetzen sollen.

Hiermit gab der geistliche Herr dem Fischer seinen Segen, und als sich Dieser verblüfft nach der Küche trollte und den Frater Küchenmeister und den Frater Kellermeister erblickte, fiel er fast zu Boden vor Schrecken — denn diese Beiden waren die zwei nächtlichen Gefährten des Superiors, die zwei Mönche, die mit Demselben über den See gefahren, und der Fischer erkannte den Dickwanst und die Glatze des Einen, ebenso wie die grinsend geilen Gesichtszüge nebst den Bocksohren des Andern. Doch hielt er reinen Mund, und erst in spätern Jahren erzählte er die Geschichte seinen Angehörigen.

Alte Chroniken, welche ähnliche Sagen erzählen, verlegen den Schauplatz nach Speier am Rhein.

An der ostfriesischen Küste herrscht eine analoge Tradition, worin die altheidnischen Vorstellungen von der Überfahrt der Todten nach dem Schattenreiche, welche allen jenen Sagen zu Grunde liegen, am deutlichsten hervortreten. Von einem Charon, der die Barke lenkt, ist zwar nirgend darin die Rede, wie denn überhaupt dieser alte Kauz sich nicht in der Volkssage, sondern nur im Puppenspiele erhalten hat; aber eine weit wichtigere mythologische Personage erkennen wir in dem sogenannten Spediteur, der die Überfahrt der Todten besorgt, und der dem Fährmann, welcher des Charon's Amt verrichtet und ein gewöhnlicher Fischer ist, das herkömmliche Fährgeld auszahlt. Trotz ihrer barocken Vermummung werden wir den wahren Namen jener Person bald errathen, und ich will daher die Tradition selbst so getreu als möglich hier mittheilen.

In Ostfriesland, an der Küste der Nordsee, gibt es Buchten, die gleichsam kleine Häfen bilden und Siehle heißen. An den äußersten Vorsprüngen derselben steht das einsame Haus irgend eines Fischers, der hier mit seiner Familie ruhig und genügsam lebt. Die Natur ist dort traurig, kein Vogel pfeift, außer den Seemöwen, welche manchmal mit einem fatalen Gekreische aus den Sandnestern der

Dünen hervorfliegen und Sturm verkünden. Das monotone Geplätscher der brandenden See passt sehr gut zu den düstern Wolkenzügen. Auch die Menschen singen hier nicht, und an dieser melancholischen Küste hört man nie die Strophe eines Volksliedes. Die Menschen hier zu Lande sind ernst, ehrlich, mehr vernünftig als religiös, und stolz auf den kühnen Sinn und auf die Freiheit ihrer Altvordern. Solche Leute sind nicht phantastisch aufregbar, und grübeln nicht viel. Die Hauptsache für den Fischer, der auf seinem einsamen Siehl wohnt, ist der Fischfang und dann und wann das Fährgeld der Reisenden, die nach einer der umliegenden Inseln der Nordsee übergesetzt sein wollen. Zu einer bestimmten Zeit des Jahres, heißt es, just um die Mittagsstunde, wo eben der Fischer mit seiner Familie, das Mittagsmahl verzehrend, zu Tische sitzt, tritt ein Reisender in die große Wohnstube, und bittet den Hausherrn, ihm einige Augenblicke zu vergönnen, um ein Geschäft mit ihm zu besprechen. Der Fischer, nachdem er den Gast vergeblich gebeten, vorher an der Mahlzeit Theil zu nehmen, erfüllt am Ende dessen Begehr, und Beide treten bei Seite an ein Erkertischchen. Ich will das Aussehen des Fremden nicht lange beschreiben in müßiger Novellistenweise; bei der Aufgabe, die ich mir

gestellt habe, genügt ein genaues Signalement. Ich bemerke also Folgendes: Der Fremde ist ein schon bejahrtes, aber doch wohlkonserviertes Männchen, ein jugendlicher Greis, gehäbig aber nicht fett, die Wänglein roth wie Borsdorfer Äpfel, die Äuglein lustig nach allen Seiten blinzelnd, und auf dem gepuderten Köpfchen sitzt ein dreieckiges Hütlein. Unter einer hellgelben Houppelande mit unzähligen Krägelchen trägt der Mann die altmodische Kleidung, die wir auf Porträten holländischer Kaufleute finden, und welche eine gewisse Wohlhabenheit verräth: ein seidenes papageigrünes Röckchen, blumengestickte Weste, kurze schwarze Höschen, gestreifte Strümpfe und Schnallenschuhe; letztere sind so blank, dass man nicht begreift, wie Jemand durch den Schlamm der Siehlwege zu Fuße so unbeschmutzt hergelangen konnte. Seine Stimme ist asthmatisch, feindrähtig und manchmal ins Greinende überschlagend, doch der Vortrag und die Haltung des Männleins ist gravitätisch gemessen, wie es einem holländischen Kaufmann ziemt. Diese Gravität scheint jedoch mehr erkünstelt als natürlich zu sein, und sie kontrastiert manchmal mit dem forschsamen Hin- und Herlugen der Äuglein, so wie auch mit der schlecht unterdrückten flatterhaften Beweglichkeit der Beine und Arme. Dass der Fremde ein

holländischer Kaufmann ist, bezeugt nicht bloß seine Kleidung, sondern auch die merkantilische Genauigkeit und Umsicht, womit er das Geschäft so vortheilhaft als möglich für seinen Kommittenten abzuschließen weiß. Er ist nämlich, wie er sagt, Spediteur und hat von einem seiner Handelsfreunde den Auftrag erhalten, eine bestimmte Anzahl Seelen, so viel' in einer gewöhnlichen Barke Raum fänden, von der ostfriesischen Küste nach der weißen Insel zu fördern; zu diesem Behufe nun, fährt er fort, möchte er wissen, ob der Schiffer diese Nacht die erwähnte Ladung mit seiner Barke nach der erwähnten Insel übersetzen wolle, und für diesen Fall sei er erbötig, ihm das Fährgeld gleich vorauszuzahlen, zuversichtlich hoffend, daſs er aus christlicher Bescheidenheit seine Forderung recht billig stellen werde. Der holländische Kaufmann (Dieses ist eigentlich ein Pleonasmus, da jeder Holländer Kaufmann ist) macht diesen Antrag mit der größten Unbefangenheit, als handle es sich von einer Ladung Käse, und nicht von Seelen der Verstorbenen. Der Fischer stutzt einigermaßen bei dem Wort „Seelen,“ und es rieselt ihm ein bißchen kalt über den Rücken, da er gleich merkt, daſs von den Seelen der Verstorbenen die Rede, und daſs er den gespenstischen Holländer vor sich habe, der so

manchen seiner Kollegen die Überfahrt der verstorbenen Seelen anvertraute und gut dafür bezahlte. Wie ich jedoch oben bemerkt, diese ostfriesischen Küstenbewohner sind muthig und gesund und nüchtern, und es fehlt ihnen jene Kränklichkeit und Einbildungskraft, welche uns für das Gespenstische und Übersinnliche empfänglich macht; unsres Fischers geheimes Grauen dauert daher nur einen Augenblick; seine unheimliche Empfindung unterdrückend, gewinnt er bald seine Fassung, und mit dem Anschein des größten Gleichmuths ist er nur darauf bedacht, das Fährgeld so hoch als möglich zu steigern. Doch nach einigem Feilschen und Dingen verständigen sich beide Kontrahenten über den Fährlohn, sie geben einander den Handschlag zur Bekräftigung der Übereinkunft, und der Holländer, welcher einen schmutzigen ledernen Beutel hervorzieht, angefüllt mit lauter ganz kleinen Silberpfennigen, den kleinsten, die je in Holland geschlagen worden, zahlt die ganze Summe des Fährgelds in dieser putzigen Münzsorte. Indem er dem Fischer noch die Instruktion giebt, gegen Mitternacht, zur Zeit, wo der Mond aus den Wolken hervortreten würde, sich an einer bestimmten Stelle der Küste mit seiner Barke einzufinden, um die Ladung in Empfang zu nehmen, verabschiedet er sich bei der

ganzen Familie, welche vergebens ihre Einladung zum Mitspeisen wiederholte, und die eben noch so gravitätische Figur trippelt mit leichtfüßigen Schritten von dannen.

Um die bestimmte Zeit befindet sich der Schiffer an dem bestimmten Orte mit seiner Barke, die anfangs von den Wellen hin und her geschaukelt wird; aber nachdem der Vollmond sich gezeigt, bemerkt der Schiffer, dass sein Fahrzeug sich minder leicht bewegt und immer tiefer in die Fluth einsinkt, so dass am Ende das Wasser nur noch eine Hand breit vom Rand entfernt bleibt. Dieser Umstand belehrt ihn, dass seine Passagiere, die Seelen, jetzt an Bord sein müssen, und er stößt ab mit seiner Ladung. Er mag noch so sehr seine Augen anstrengen, doch bemerkt er im Kahne Nichts als einige Nebelstreifen, die sich hin und her bewegen, aber keine bestimmte Gestalt annehmen und in einander verquirlen. Er mag auch noch so sehr horchen, so hört er doch Nichts als ein unsäglich leises Zirpen und Knistern. Nur dann und wann schießt schrillend eine Möwe über sein Haupt, oder es taucht neben ihm aus der Fluth ein Fisch hervor, der ihn blöde anglotzt. Es gähnt die Nacht, und frostiger weht die Seeluft. Überall nur Wasser, Mondschein und Stille; und schweigsam, wie seine Umgebung,

ist der Schiffer, der endlich an der weißen Insel anlangt und mit seinem Kahne stillhält. Auf dem Strande sieht er Niemand, aber er hört eine schrille, asthmatisch keuchende und greinende Stimme, worin er die des Holländers erkennt; Derselbe scheint ein Verzeichnis von lauter Eigennamen abzulesen, in einer gewissen verificierenden, monotonen Weise; unter diesen Namen sind dem Fischer manche bekannt und gehören Personen, die in demselben Jahr verstorben. Während dem Ablesen dieses Namenverzeichnisses wird der Kahn immer leichter, und lag er eben noch so schwer im Sande des Ufers, so hebt er sich jetzt plötzlich leicht empor, sobald die Ablesung zu Ende ist; und der Schiffer, welcher daran merkt, daſs seine Ladung richtig in Empfang genommen ist, fährt wieder ruhig zurück zu Weib und Kind, nach seinem lieben Hause am Siehl.

So geht es jedesmal mit dem Überschiffen der Seelen nach der weißen Insel. Als einen besondern Umstand bemerkte einst der Schiffer, daſs der unsichtbare Kontroleur im Ablesen des Namenverzeichnisses plötzlich inne hielt und ausrief: „Wo ist aber Pitter Jansen? Das ist nicht Pitter Jansen.“ Worauf ein feines, wimmerndes Stimmchen antwortete: „Ick bin Pitter Jansen's Mieke, un hebb mi op mines Manns Noame inskreberen laten.“

(Ich bin Pitter Jansen's Mieke, und habe mich auf meines Mannes Namen einschreiben lassen).

Ich habe mich oben vermessen, trotz der pfiffigen Vermummung die wichtige mythologische Person zu errathen, die in obiger Tradition zum Vorschein kommt. Dieses ist keine geringere als der Gott Merkurius, der ehemalige Seelenführer, Hermes Psychopompos. Ja, unter jener schäbigen Houppelande und in jener nüchternen Krämergestalt verbirgt sich der brillanteste jugendliche Heidengott, der kluge Sohn der Maja. Auf jenem dreieckigen Hütchen steckt auch nicht der geringste Federwisch, der an die Fittige der göttlichen Kopfbedeckung erinnern könnte, und die plumpen Schuhe mit den stählernen Schnallen mahnen nicht im Mindesten an beflügelte Sandalen; dieses holländisch schwerfällige Blei ist so ganz verschieden von dem beweglichen Quecksilber, dem der Gott sogar seinen Namen verliehen, aber eben der Kontrast verräth die Absicht, und der Gott wählte diese Maske, um sich desto sicherer verstellt zu halten. Vielleicht aber wählte er sie keineswegs aus willkürlicher Laune; Merkur war, wie ihr wisst, zu gleicher Zeit der Gott der Diebe und der Kaufleute, und es lag nahe, dass er bei der Wahl einer Maske, die ihn verbergen, und eines Gewerbes, das ihn ernähren könnte, auf seine Antecedentien und

Talente Rücksicht nahm. Letztere waren erprobt: er war der erfindungsreichste der Olympier, er hatte die Schildkrötenlyra und das Sonnengas erfunden, er bestahl Menschen und Götter, und schon als Kind war er ein kleiner Calmonius, der seiner Wiege entschlüpfte, um ein Paar Rinder zu stibitzen*). Er hatte zu wählen zwischen den zwei Industrien, die im Wesentlichen nicht sehr verschieden, da bei beiden die Aufgabe gestellt ist, das fremde Eigenthum so wohlfeil als möglich zu erlangen; aber der pfiffige Gott bedachte, dass der Diebesstand in der öffentlichen Meinung keine so hohe Achtung genießt wie der Handelsstand, dass jener von der Polizei verpönt, während dieser von den Gesetzen sogar privilegiert ist, dass die Kaufleute jetzt auf der Leiter der Ehre die höchste Staffel erklimmen, während Die vom Diebesstand manchmal eine minder angenehme Leiter besteigen müssen, dass sie Freiheit und Leben aufs Spiel setzen, während der Kaufmann nur seine Kapitalien oder nur die seiner Freunde einbüßen kann, und der pfiffigste der Götter ward Kaufmann, und um es vollständig zu sein, ward er sogar Hol-

*) Dieser Satz fehlt in der französischen Ausgabe. Der Form nach weicht auch der Schluss des Absatzes dort etwas von obiger Fassung ab.

Der Herausgeber.

länder. Seine lange Praxis als ehemaliger Psychopompos, als Schattenführer, machte ihn besonders geeignet für die Spedition der Seelen, deren Transport nach der weißen Insel, wie wir sahen, durch ihn betrieben wird.

Die weiße Insel wird zuweilen auch Brea oder Britinia genannt. Denkt man vielleicht an das weiße Albion, an die Kalkfelsen der englischen Küste? Es wäre eine humoristische Idee, wenn man England als ein Todtenland, als das plutonische Reich, als die Hölle bezeichnen wollte. England mag in der That manchem Fremden in solcher Gestalt erscheinen.

In meinem Versuche über die Faust-Legende habe ich den Volksglauben in Bezug auf das Reich des Pluto und Diesen selbst hinlänglich besprochen. Ich habe dort gezeigt, wie das alte Schattenreich eine ausgebildete Hölle und der alte finstre Beherrscher desselben ganz diabolisiert wurde. Aber nur durch den Kanzleistil der Kirche klingen die Dinge so grell; trotz dem christlichen Anathema blieb die Position des Pluto wesentlich dieselbe. Er, der Gott der Unterwelt, und sein Bruder Neptunus, der Gott des Meeres, diese Beiden sind nicht emigriert wie andre Götter, und auch nach dem Siege des Christenthums blieben sie in ihren Domänen, in ihrem Elemente. Mochte man hier oben auf Erden das

Tollste von ihm fabeln, der alte Pluto saß unten warm bei seiner Proserpina. Weit weniger Verunglimpfungen, als sein Bruder Pluto, hatte Neptunus zu erdulden, und weder Glockengeläute noch Orgelklänge konnten sein Ohr verletzen da unten in seinem Ocean, wo er ruhig saß bei seiner weißbusigen Frau Amphitrite und seinem feuchten Hofstaat von Nereïden und Tritonen. Nur zuweilen, wenn irgend ein junger Seemann zum ersten Male die Linie passierte, tauchte er empor aus seiner Fluth, in der Hand den Dreizack schwingend, das Haupt mit Schilf bekränzt, und der silberne Wellenbart herabwallend bis zum Nabel. Er ertheilte alsdann dem Neophyten die schreckliche Seewassertaufe, und hielt dabei eine lange, salbungsreiche Rede, voll von derben Seemannswitzen, die er nebst der gelben Lauge des gekauten Tabacks mehr ausspuckte als sprach, zum Ergötzen seiner betheerten Zuhörer. Ein Freund, welcher mir ausführlich beschrieb, wie ein solches Wasser-Mysterium von den Seeleuten auf den Schiffen tragiert wird, versicherte, daß eben jene Matrosen, welche am tollsten über die drollige Fastnachtsfratze des Neptun's lachten, dennoch keinen Augenblick an der Existenz eines solchen Meergottes zweifelten und manchmal in großen Gefahren zu ihm beteten.

Neptunus blieb also der Beherrscher des Wasserreichs, wie Pluto trotz seiner Diabolisierung der Fürst der Unterwelt blieb. Ihnen ging es besser als ihrem Bruder Jupiter, dem dritten Sohne des Saturn, welcher nach dem Sturz seines Vaters die Herrschaft des Himmels erlangt hatte, und sorglos als König der Welt im Olymp mit seinem glänzenden Troß von lachenden Göttern, Göttinnen und Ehrennymphen sein ambrosisches Freudenregiment führte. Als die unselige Katastrophe hereinbrach, als das Regiment des Kreuzes, des Leidens, proklamiert ward, emigrierte auch der große Kronide, und er verschwand im Tumulte der Völkerwanderung. Seine Spur ging verloren, und ich habe vergebens alte Chroniken und alte Weiber befragt, Niemand wusste mir Auskunft zu geben über sein Schicksal. Ich habe in derselben Absicht viele Bibliotheken durchstöbert, wo ich mir die prachtvollsten Kodices, geschmückt mit Gold und Edelsteinen, wahre Odalisken im Harem der Wissenschaft, zeigen ließ, und ich sage den gelehrten Eunuchen für die Unbrummigkeit und sogar Affabilität, womit sie mir jene leuchtenden Schätze erschlossen, hier öffentlich den üblichen Dank. Es scheint, als hätten sich keine volksthümlichen Traditionen über einen mittelalterlichen Jupiter erhalten, und Alles, was

ich aufgegabelt, besteht in einer Geschichte, welche mir einst mein Freund Niels Andersen erzählte.

Ich habe so eben Niels Andersen genannt, und die liebe drollige Figur steigt wieder lebendig in meiner Erinnerung herauf. Ich will ihm hier einige Zeilen widmen. Ich gebe gern meine Quellen an, und ich erörtere ihre Eigenschaften, damit der geneigte Leser selbst beurtheile, in wie weit sie sein Vertrauen verdienen. Also einige Worte über meine Quelle.

Niels Andersen, geboren zu Drontheim in Norwegen, war einer der größten Walfischjäger, die ich kennen lernte. Ich bin ihm sehr verpflichtet. Ihm verdanke ich alle meine Kenntnisse in Bezug auf den Walfischfang. Er machte mich bekannt mit allen Finten, die das kluge Thier anwendet, um dem Jäger zu entrinnen; er vertraute mir die Kriegslisten, womit man seine Finten vereitelt. Er lehrte mich die Handgriffe beim Schwingen der Harpune, zeigte mir, wie man mit dem Knie des rechten Beines sich gegen den Vorderrand des Kahnes stemmen muß, wenn man die Harpune nach dem Walfisch wirft, und wie man mit dem linken Bein einen gesalzenen Fußtritt dem Matrosen versetzt, der das Seil, das an der Harpune befestigt ist, nicht schnell genug nachschießen ließ. Ihm ver-

danke ich Alles, und wenn ich kein großer Walfischjäger geworden, so liegt die Schuld weder an Niels Andersen noch an mir, sondern an meinem bösen Schicksal, das mir nicht vergönnte, auf meinen Lebensfahrten irgend einen Walfisch anzutreffen, mit welchem ich einen würdigen Kampf bestehen konnte. Ich begegnete nur gewöhnlichen Stockfischen und lausigen Heringen. Was hilft die beste Harpune gegen einen Hering? Jetzt muss ich allen Jagdhoffnungen entsagen, meiner gesteiften Beine wegen. Als ich Niels Andersen zu Ritzebüttel bei Kuxhaven kennen lernte, war er ebenfalls nicht mehr gut auf den Füßen, da am Senegal ein junger Haifisch, der vielleicht sein rechtes Bein für ein Zuckerstängelchen ansah, ihm dasselbe abbiss, und der arme Niels seitdem auf einem Stelzfuß herumhumpeln musste. Sein größtes Vergnügen war damals, auf einer hohen Tonne zu sitzen, und auf dem Bauche derselben mit seinem hölzernen Beine zu trommeln. Ich half ihm oft die Tonne erklettern, aber ich wollte ihm manchmal nicht wieder hinunterhelfen, ehe er mir eine seiner wunderlichen Fischersagen erzählte.

Wie Muhammed Ebn Mansur seine Lieder immer mit einem Lob des Pferdes anfing, so begann Niels Andersen alle seine Geschichten mit einer Apo-

logie des Walfisches. Auch die Legende, die wir ihm hier nacherzählen, ermangelte nicht einer solchen Lobspende. Der Walfisch, sagte Niels Andersen, sei nicht bloß das größte, sondern auch das schönste Thier. Aus den zwei Naslöchern auf seinem Kopfe sprängen zwei kolossale Wasserstrahlen, die ihm das Ansehen eines wunderbaren Springbrunnens gäben, und gar besonders des Nachts im Mondschein einen magischen Effekt hervorbrächten. Dabei sei er gutmüthig, friedliebig, und habe viel Sinn für stilles Familienleben. Es gewähre einen rührenden Anblick, wenn Vater Walfisch mit den Seinen auf einer ungeheuern Eisscholle sich hingelagert, und Jung und Alt sich um ihn her in Liebesspielen und harmlosen Neckereien überböten. Manchmal springen sie alle auf einmal ins Wasser, um zwischen den großen Eisblöcken Blindekuh zu spielen. Die Sittenreinheit und die Keuschheit der Walfische wird weit mehr gefördert durch das Eiswasser, worin sie beständig mit den Flossen herumschwänzeln, als durch moralische Principien. Es sei auch leider nicht zu leugnen, daſs sie keinen religiösen Sinn haben, daſs sie ganz ohne Religion sind —

Ich glaube, Das ist ein Irrthum — unterbrach ich meinen Freund, — ich habe jüngst den Bericht eines holländischen Missionärs gelesen, worin Dieser

die Herrlichkeit der Schöpfung beschreibt, die sich in den hohen Polargegenden offenbare, wenn des Morgens die Sonne aufgegangen, und das Tageslicht die abenteuerlichen, riesenhaften Eismassen bestrahlt. Diese, sagt er, welche alsdann an diamantene Märchenschlösser erinnern, geben von Gottes Allmacht ein so imposantes Zeugnis, daß nicht bloß der Mensch, sondern sogar die rohe Fischkreatur, von solchem Anblick ergriffen, den Schöpfer anbete — mit seinen eigenen Augen, versichert der Domine, habe er mehre Walfische gesehen, die, an einer Eiswand gelehnt, dort aufrecht standen und sich mit dem Obertheil auf und nieder bewegten, wie Betende.

Niels Andersen schüttelte sonderbar den Kopf; er leugnete nicht, daß er selber zuweilen gesehen, wie die Walfische, an einer Eiswand stehend, solche Bewegungen machten, nicht unähnlich denjenigen, die wir in den Betstuben mancher Glaubenssekten bemerken; aber er wollte Solches keineswegs irgend einer religiösen Andacht zuschreiben. Er erklärte die Sache physiologisch; er bemerkte, daß der Walfisch, der Chimborasso der Thiere, unter seiner Haut eine so ungeheuer tiefe Schichte von Fett besitze, daß oft ein einziger Walfisch hundert bis hundertundfünfzig Fässer Talg und Thran gebe. Jene Fett-

schichte sei so dick, dass sich viele hundert Wasserratten darin einnisten können, während das große Thier auf einer Eisscholle schliefe, und diese Gäste, unendlich größer und bissiger als unsre Landratten, führen dann ein fröhliches Leben unter der Haut des Walfisches, wo sie Tag und Nacht das beste Fett verschmausen können, ohne das Nest zu verlassen. Diese Schmausereien mögen wohl am Ende dem unfreiwilligen Wirthe etwas überlästig, ja unendlich schmerzhaft werden; da er nun keine Hände hat, wie der Mensch, der sich gottlob! kratzen kann, wenn es ihn juckt, so sucht er die innere Qual dadurch zu lindern, dass er sich an die scharfen Kanten einer Eiswand stellt und daran den Rücken durch Auf- und Niederbewegungen recht inbrünstiglich reibt, ganz wie bei uns die Hunde sich an einer Bettstelle zu scheuern pflegen, wenn sie mit zu viel' Flöhen behaftet sind. Diese Bewegungen hat nun der ehrliche Domine für die eines Beters gehalten und sie der religiösen Andacht zugeschrieben, während sie doch nur durch die Ratten-Orgien hervorgebracht wurden. Der Walfisch, so viel Thran er auch enthält, schloss Niels Andersen, ist doch ohne den mindesten religiösen Sinn. Nur unter den Thieren mittlerer Statur findet man überhaupt Religion; die ganz großen, riesenhaften Geschöpfe,

wie der Walfisch, sind nicht mit dieser Eigenschaft begabt. Was ist der Grund davon? Finden sie vielleicht keine Kirche, die geräumig genug wäre, um sie in ihren Schoß aufzunehmen? Dies Gethier ehrt weder die Heiligen noch die Propheten, und sogar den kleinen Propheten Jonas, den solch ein Walfisch einmal aus Versehen verschluckte, konnte er nimmermehr verdauen, und nach dreien Tagen spuckte er ihn wieder aus. Das vortreffliche Ungeheuer hat leider keine Religion, und so ein Walfisch verehrt unsern wahren Herrgott, der droben im Himmel wohnt, eben so wenig wie den falschen Heidengott, der fern am Nordpol auf der Kaninchen-Insel sitzt, wo er Denselben zuweilen besucht.

Was ist das für ein Ort, die Kaninchen-Insel? fragte ich unsern Niels Andersen. Dieser aber trommelte mit seinem Holzbein auf der Tonne und erwiderte: Das ist eben die Insel, wo die Geschichte passiert, die ich zu erzählen habe. Die eigentliche Lage der Insel kann ich nicht genau angeben. Niemand konnte, seit sie entdeckt worden, wieder zu ihr gelangen; Solches verhinderten die ungeheuern Eisberge, die sich um die Insel thürmen und vielleicht nur selten eine Annäherung erlauben. Nur die Schiffsleute eines russischen Walfischjägers, welche einst die Nordstürme so hoch hinauf ver-

schlugen, betraten den Boden der Insel, und seitdem sind schon hundert Jahre verflossen. Als jene Schiffsleute mit einem Kahn dort landeten, fanden sie die Insel ganz wüst und öde. Traurig bewegten sich die Halme des Ginsters über dem Flugsand; nur hie und da standen einige Zwergtannen, oder es krüppelte am Boden das unfruchtbarste Buschwerk. Eine Menge Kaninchen sahen sie umherspringen, wesshalb sie dem Orte den Namen Kaninchen-Insel ertheilten. Nur eine einzige ärmliche Hütte gab Kunde, dass ein menschliches Wesen dort wohnte. Als die Schiffer hineintraten, erblickten sie einen uralten Greis, der, kümmerlich bekleidet mit zusammengeflickten Kaninchenfellen, auf einem Steinstuhl vor dem Herde saß, und an dem flackernden Reisig seine magern Hände und schlotternden Kniee wärmte. Neben ihm zur Rechten stand ein ungeheuer großer Vogel, der ein Adler zu sein schien, den aber die Zeit so unwirsch gemausert hatte, dass er nur noch die langen struppigen Federkiele seiner Flügel behalten, was dem nackten Thiere ein höchst närrisches und zugleich grausenhaft hässliches Aussehen verlieh. Zur linken Seite des Alten kauerte am Boden eine außerordentlich große haarlose Ziege, die sehr alt zu sein schien, obgleich noch volle Milcheutern mit rosig frischen Zitzen an ihrem Bauche hingen.

Unter den russischen Seeleuten, welche auf der Kaninchen-Insel landeten, befanden sich mehrere Griechen, und Einer Derselben glaubte, nicht von dem Hausherrn der Hütte verstanden zu werden, als er in griechischer Sprache zu einem Kameraden sagte: „Dieser alte Kauz ist entweder ein Gespenst oder ein böser Dämon.“ Aber bei diesen Worten erhub sich der Alte plötzlich von seinem Steinsitz, und mit großer Verwunderung sahen die Schiffer eine hohe stattliche Gestalt, die sich trotz dem hohen Alter mit gebietender, schier königlicher Würde aufrecht hielt und beinahe die Balken des Gesimses mit dem Haupte berührte; auch die Züge Desselben, obgleich verwüstet und verwittert, zeugten von ursprünglicher Schönheit, sie waren edel und streng gemessen, sehr spärlich fielen einige Silberhaare auf die von Stolz und Alter gefurchte Stirn, die Augen blickten bleich und stier, aber doch stechend, und dem hoch aufgeschürzten Munde entquollen in alterthümlich griechischem Dialekt die wohllautenden und klangvollen Worte: „Ihr irrt Euch, junger Mensch, ich bin weder ein Gespenst noch ein böser Dämon; ich bin ein Unglücklicher, welcher einst bessere Tage gesehen. Wer aber seid ihr?“

Die Schiffer erzählten nun dem Manne das Mißgeschick ihrer Fahrt, und verlangten Auskunft

über Alles, was die Insel beträfe. Die Mittheilungen fielen aber sehr dürftig aus. Seit undenklicher Zeit, sagte der Alte, bewohne er die Insel, deren Bollwerke von Eis ihm gegen seine unerbittlichen Feinde eine sichere Zuflucht gewährten. Er lebe hauptsächlich vom Kaninchenfange, und alle Jahr', wenn die treibenden Eismassen sich gesetzt, kämen auf Schlitten einige Haufen Wilde, denen er seine Kaninchenfelle verkaufe, und die ihm als Zahlung allerlei Gegenstände des unmittelbarsten Bedürfnisses überließen. Die Walfische, welche manchmal an die Insel heranschwämmen, seien seine liebste Gesellschaft. Dennoch mache es ihm Vergnügen, jetzt wieder seine Muttersprache zu reden, denn er sei ein Grieche; er bat auch seine Landsleute, ihm einige Nachrichten über die jetzigen Zustände Griechenlands zu ertheilen. Dass von den Zinnen der Thürme der griechischen Städte das Kreuz abgebrochen worden, verursachte dem Alten augenscheinlich eine boshafte Freude; doch war es ihm nicht ganz recht, als er hörte, dass an seiner Stelle der Halbmond jetzt aufgepflanzt steht. Sonderbar war es, dass Keiner der Schiffer die Namen der Städte kannte, nach welchen der Alte sich erkundigte, und die nach seiner Versicherung zu seiner Zeit blühend gewesen; in gleicher Weise waren ihm die Namen fremd, die den heutigen Städten

und Dörfern Griechenlands von den Seeleuten ertheilt wurden. Der Greis schüttelte deſshalb oft wehmüthig das Haupt, und die Schiffer sahen sich verwundert an. Sie merkten, daſs er alle Örtlichkeiten Griechenlands ganz genau kannte, und in der That er wuſste die Buchten, die Erdzungen, die Vorsprünge der Berge, oft sogar den geringsten Hügel und die kleinsten Felsengruppen so bestimmt und anschaulich zu beschreiben, daſs seine Unkenntnis der gewöhnlichsten Ortsnamen die Schiffer in das gröſste Erstaunen setzte. So befrug er sie mit besonderm Interesse, ja mit einer gewissen Ängstlichkeit, nach einem alten Tempel, der, wie er versicherte, zu seiner Zeit der schönste in ganz Griechenland gewesen sei. Doch Keiner der Zuhörer kannte den Namen, den er mit Zärtlichkeit aussprach, bis endlich, nachdem der Alte die Lage des Tempels wieder ganz genau geschildert hatte, ein junger Matrose nach der Beschreibung den Ort erkannte, wovon die Rede war.

Das Dorf, wo er geboren, sagte der junge Mensch, sei eben an jenem Orte gelegen, und als Knabe habe er auf dem beschriebenen Platze lange Zeit die Schweine seines Vaters gehütet. Auf jener Stelle, sagte er, fänden sich wirklich die Trümmer uralter Bauwerke, welche von untergegangener Pracht

zeugten; nur hie und da ständen noch aufrecht einige große Marmorsäulen, entweder einzeln, oder oben verbunden durch die Quadern eines Giebels, aus dessen Brüchen blühende Ranken von Geißblatt und rothen Glockenblumen wie Haarflechten herabfielen. Andre Säulen, darunter manche von rosigem Marmor, lägen gebrochen auf dem Boden, und das Gras wuchere über die kostbaren Knäufe, die aus schön gemeißeltem Blätter- und Blumenwerk beständen. Auch große Marmorplatten, viereckige Wand- oder dreieckige Dachstücke steckten dort halbversunken in der Erde, überragt von einem ungeheuer großen wilden Feigenbaum, der aus dem Schutte hervorgewachsen. Unter dem Schatten dieses Baumes, fuhr der Bursche fort, habe er oft ganze Stunden zugebracht, um die sonderbaren Figuren zu betrachten, die auf den großen Steinen in runder Bildhauerarbeit konterfeit waren und allerlei Spiele und Kämpfe vorstellten, gar lieblich und lustig anzusehen, aber leider auch vielfach zerstört von der Witterung oder überwachsen von Moos und Epheu. Sein Vater, den er um die geheimnisvolle Bedeutung jener Säulen und Bildwerke befragte, sagte ihm einst, daß Dieses die Trümmer eines alten Tempels wären, worin ehemals ein verruchter Heidengott gehaust, der nicht bloß die nackteste Liederlichkeit, son-

dern auch unnatürliche Laster und Blutschande getrieben; die blinden Heiden hätten aber dennoch ihm zu Ehren vor seinem Altar manchmal hundert Ochsen auf einmal geschlachtet; der ausgehöhlte Marmorblock, worin das Blut der Opfer geflossen, sei dort noch vorhanden, und es sei eben jener Steintrog, den er, sein Sohn, zuweilen dazu benutze, mit dem darin gesammelten Regenwasser seine Schweine zu tränken, oder darin allerlei Abfall für ihre Atzung aufzubewahren.

So sprach der junge Mensch. Aber der Greis stieß jetzt einen Seufzer aus, der den ungeheuersten Schmerz verrieth; gebrochen sank er nieder auf seinen Steinstuhl, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und weinte wie ein Kind. Der große Vogel kreischte entsetzlich, spreizte weit aus seine ungeheuern Flügel, und bedrohte die Fremden mit Krallen und Schnabel. Die alte Ziege jedoch leckte ihres Herrn Hände, und meckerte traurig und wie besänftigend.

Ein unheimliches Mißbehagen ergriff die Schiffer bei diesem Anblick, sie verließen schleunig die Hütte, und waren froh, als sie das Geschluchze des Greises, das Gekreisch des Vogels und das Ziegengemecker nicht mehr vernahmen. Zurückgekehrt an Bord des Schiffes, erzählten sie dort ihr Aben-

teuer. Aber unter der Schiffsmannschaft befand sich ein russischer Gelehrter, Professor bei der philosophischen Fakultät der Universität zu Kasan, und Dieser erklärte die Begebenheit für höchst wichtig; den Zeigefinger pfiffig an die Nase legend, versicherte er den Schiffern, der Greis auf der Kaninchen-Insel sei unstreitig der alte Gott Jupiter, Sohn des Saturn und der Rhea, der ehemalige König der Götter. Der Vogel an seiner Seite sei augenscheinlich der Adler, der einst die fürchterlichen Blitze in seinen Krallen trug. Und die alte Ziege könne aller Wahrscheinlichkeit nach keine andre Person sein, als die Amalthea, die alte Amme, die den Gott bereits auf Kreta säugte und jetzt im Exil wieder mit ihrer Milch ernähre.

So erzählte Niels Andersen, und ich gestehe, diese Mittheilung erfüllte meine Seele mit Wehmuth. Schon die Aufschlüsse über das geheime Leid der Walfische erregte mein Mitgefühl. Arme große Bestie! Gegen das schnöde Rattengesindel, das sich bei dir eingenistet und unaufhörlich an dir nagt, giebt es keine Hilfe, und du musst es lebenslang mit dir schleppen; und rennst du auch verzweiflungsvoll vom Nordpol zum Südpol und reibst dich an seinen Eiskanten — es hilft dir Nichts, du wirst sie nicht los, die schnöden Ratten, und dabei fehlt

dir der Trost der Religion! An jeder Größe auf dieser Erde nagen die heimlichen Ratten, und die Götter selbst müssen am Ende schmählich zu Grunde gehen. So will es das eiserne Gesetz des Fatums, und selbst der Höchste der Unsterblichen muss demselben schmachvoll sein Haupt beugen. Er, den Homer besungen und Phidias abkonterfeit in Gold und Elfenbein; er, der nur mit den Augen zu zwinkern brauchte, um den Erdkreis zu erschüttern; er, der Liebhaber von Leda, Alkmene, Semele, Danae, Kallisto, Io, Leto, Europa &c. — er muss am Ende am Nordpol sich hinter Eisbergen verstecken und, um sein elendes Leben zu fristen, mit Kaninchenfellen handeln wie ein schäbiger Savoyarde!

Ich zweifle nicht, dass es Leute giebt, die sich schadenfroh an solchem Schauspiel laben. Diese Leute sind vielleicht die Nachkommen jener unglücklichen Ochsen, die als Hekatomben auf den Altären Jupiter's geschlachtet wurden — Freut euch, gerächt ist das Blut eurer Vorfahren, jener armen Schlachtopfer des Aberglaubens! Uns aber, die wir von keinem Erbgroll befangen sind, uns erschüttert der Anblick gefallener Größe, und wir widmen ihr unser frömmigstes Mitleid. Diese Empfindsamkeit verhinderte uns vielleicht, unsrer Erzählung jenen kalten Ernst zu verleihen, der eine Zierde des Geschicht-

schreibers ist; nur einigermaßen vermochten wir uns jener Gravität zu befleißen, die man nur in Frankreich erlangen kann. Bescheidentlich empfehlen wir uns der Nachsicht des Lesers, für welchen wir immer die höchste Ehrfurcht bezeigten, und somit schließen wir hier die erste Abtheilung unserer Geschichte der „Götter im Exil.“

IV.

Die Göttin Diana.

(Nachtrag zu den Göttern im Exil.)

(1853.)

Vorbemerkung.

Die nachstehende Pantomime entstand in derselben Weise wie mein Tanzpoem „Faust.“ In einer Unterhaltung mit Lumley, dem Direktor des Londoner Theaters der Königin, wünschte Derselbe, daſs ich ihm einige Ballettsujets vorschlüge, die zu einer großen Entfaltung von Pracht in Dekorationen und Kostümen Gelegenheit bieten könnten, und als ich Mancherlei der Art improvisierte, worunter auch die Diana-Legende, schien letztere den Zwecken des geistreichen Impresario's zu entsprechen, und er bat mich, sogleich ein Scenarium davon zu entwerfen. Dieses geschah in der folgenden flüchtigen Skizze, der ich keine weitere Ausführung widmete, da doch späterhin für die Bühne kein Gebrauch davon gemacht werden konnte. Ich veröffentliche sie hier, nicht um meinen Ruhm zu fördern, sondern um Krähen, die mir überall

nachschnüffeln, zu verhindern, sich allzu stolz mit fremden Pfauenfedern zu schmücken. Die Fabel meiner Pantomime ist nämlich im Wesentlichen bereits im ersten Theile der vorhergehenden Abhandlung enthalten, aus welchem auch mancher Maestro Barthel schon manchen Schoppen Most geholt hat. Diese Dianen-Legende veröffentliche ich übrigens hier an der geeignetsten Stelle, da sie sich unmittelbar dem Sagenkreise der „Götter im Exil" anschließt, und ich mich also hier jeder besondern Bevorwortung überheben kann.

Paris, den 1. März 1854.

Heinrich Heine.

Erstes Tableau.

Ein uralter verfallener Tempel der Diana. Diese Ruine ist noch ziemlich gut erhalten, nur hie und da ist eine Säule gebrochen und eine Lücke im Dach; durch letztere sieht man ein Stück Abendhimmel mit dem Halbmonde. Rechts die Aussicht in einen Wald. Links der Altar mit einer Statue der Göttin Diana. Die Nymphen Derselben kauern hie und da auf dem Boden, in nachlässigen Gruppen. Sie scheinen verdrießlich und gelangweilt. Manchmal springt eine Derselben in die Höhe, tanzt einige Pas und scheint in heiteren Erinnerungen verloren. Andere gesellen sich zu ihr und vollbringen antike Tänze. Zuletzt tanzen sie um die Statue der Göttin, halb scherzhaft, halb feierlich, als wollten sie Probe halten zu einem Tempelfeste. Sie zünden die Lampen an und winden Kränze.

Plötzlich, von der Seite des Waldes, stürzt herein die Göttin Diana, im bekannten Jagdkostüm, wie sie auch hier als Statue konterfeit ist. Sie scheint erschrocken, wie ein flüchtiges Reh. Sie erzählt ihren bestürzten Nymphen, dass Jemand sie verfolgt. Sie ist in der höchsten Aufregung der Angst, aber nicht bloß der Angst. Durch ihren spröden Unmuth schimmern zärtlichere Gefühle. Sie schaut immer nach dem Wald, scheint endlich ihren Verfolger zu erblicken, und versteckt sich hinter ihre eigne Statue.

Ein junger deutscher Ritter tritt auf. Er sucht die Göttin. Ihre Nymphen umtanzen ihn, um ihn fernzuhalten von der Bildsäule ihrer Gebieterin. Sie kosen, sie drohen. Sie ringen mit ihm, er vertheidigt sich neckend. Endlich reißt er sich von ihnen los, erblickt die Statue, hebt flehend seine Arme zu ihr empor, stürzt zu ihren Füßen, umfasst verzweiflungsvoll ihr Piédestal und erbietet sich ihr ewig dienstbar zu sein mit Leib und Leben. Er sieht auf dem Altar ein Messer und eine Opferschale, ein schauerlicher Gedanke durchdringt ihn, er erinnert sich, dass die Göttin einst Menschenopfer liebte, und in der Trunkenheit seiner Leidenschaft ergreift er Messer und Schale — Er ist im Begriff, dieselbe als Libation mit seinem Herzblut zu

füllen, schon kehrt er den Stahl nach seiner Brust — da springt die wirkliche leibliche Göttin aus ihrem Versteck hervor, ergreift seinen Arm, entwindet seiner Hand das Messer — und Beide schauen sich an, während einer langen Pause, mit wechselseitiger Verwunderung, schauerlich entzückt, sehnsüchtig, zitternd, todesmuthig, voll Liebe. In ihrem Zweitanz fliehen und suchen sie sich, aber diesmal nur, um sich immer wiederzufinden, sich immer wieder einander in die Arme zu sinken. Endlich setzen sie sich kosend nieder, wie glückliche Kinder, auf dem Piédestal der Statue, während die Nymphen sie als Chorus umtanzen und durch ihre Pantomimen den Kommentar bilden von Dem, was sich die Liebenden erzählen —

(Diana erzählt ihrem Ritter, daſs die alten Götter nicht todt sind, sondern sich nur versteckt halten in Berghöhlen und Tempelruinen, wo sie sich nächtlich besuchen und ihre Freudenfeste feiern.)

Man hört plötzlich die lieblich sanfteste Musik, und es treten herein Apollo und die Musen. Jener spielt den Liebenden ein Lied vor, und seine Gefährtinnen tanzen einen schönen, gemessenen Reigen um Diana und den Ritter. Die Musik wird brausender, es klingen von draußen üppige Weisen, Cymbal- und Paukenklänge, und Das ist Bacchus, welcher seinen fröhlichen Einzug hält mit seinen

Satyrn und Bacchanten. Er reitet auf einem gezähmten Löwen, zu seiner Rechten reitet der dickbäuchige Silen auf einem Esel. Tolle, ausgelassene Tänze der Satyrn und Bacchanten. Letztere mit Weinlaub, oder auch mit Schlangen in den flatternden Haaren, oder auch mit goldenen Kronen geschmückt, schwingen ihre Thyrsen und zeigen jene übermüthigen, unglaublichen, ja unmöglichen Posituren, welche wir auf alten Vasen und sonstigen Basreliefs sehen. Bacchus steigt zu den Liebenden herab und ladet sie ein, theilzunehmen an seinem Freudendienste. Jene erheben sich und tanzen einen Zweitanz der trunkensten Lebensluft, dem sich Apollo und Bacchus, nebst Beider Gefolge, so wie auch die Nymphen Diana's, anschließen.

Zweites Tableau.

Großer Saal in einer gothischen Ritterburg. Bediente in buntscheckigen Wappenröcken sind beschäftigt mit Vorbereitungen zu einem Balle. Links eine Estrade, wo Musiker zu sehen, die ihre Instrumente probieren. Rechts ein hoher Lehnsessel, worauf

der Ritter sitzt, brütend und melancholisch. Neben ihm stehen seine Gattin im enganliegenden, spitzkrägigen Chatelaine-Kostüm, und sein Schalksnarr mit Narrenkappe und Pritsche; sie bemühen sich Beide vergeblich, den Ritter aufzuheitern durch ihre Tänze. Die Chatelaine drückt durch ehrsam gemessene Pas ihre eheliche Zärtlichkeit aus und geräth fast in Sentimentalität; der Narr scheint dieselbe übertreibend zu parodieren und macht die barocksten Sprünge. Die Musikanten präludieren ebenfalls allerlei Zerrmelodien. Draußen Trompetenstöße, und bald erscheinen die Ballgäste, Ritter und Fräulein, ziemlich steife bunte Figuren im überladensten Mittelalterputz; die Männer kriegerisch roh und blöde, die Frauen affektiert, sittsam und zimperlich. Bei ihrem Eintritt erhebt sich der Burgherr, der Ritter, und es giebt die ceremoniösesten Verbeugungen und Knixe. Der Ritter und seine Gemahlin eröffnen den Ball. Gravitätisch germanischer Walzer. Es erscheinen der Kanzler und seine Schreiber in schwarzer Amtstracht, die Brust beladen mit goldnen Ketten, und brennende Wachskerzen in der Hand; sie tanzen den bekannten Fackeltanz, während der Narr aufs Orchester hinaufspringt und dasselbe dirigiert; er schlägt verhöhnend den Takt. Wieder hört man draußen Trompetenstöße.

Ein Diener kündigt an, daſs unbekannte Masken Einlaſs begehren. Der Ritter winkt Erlaubnis; es öffnet sich im Hintergrunde die Pforte, und herein treten drei Züge vermummter Gestalten, worunter einige in ihren Händen musikalische Instrumente tragen. Der Führer des ersten Zuges spielt auf einer Leier. Diese Töne scheinen in dem Ritter süße Erinnerungen zu erregen, und alle Zuhörer horchen verwundert. — Während der erste Zugführer auf der Leier spielt, umtanzt ihn feierlich sein Gefolge. Aus dem zweiten Zuge treten einige hervor mit Cymbal und Handpauke — Bei diesen Tönen scheinen den Ritter die Gefühle der höchsten Wonne zu durchschauern; er entreißt einer der Masken die Handpauke und spielt selbst und tanzt dabei, gleichsam ergänzend, die rasend lustigsten Tänze. — Mit eben so wildem, ausschweifendem Jubel umspringen ihn die Gestalten des zweiten Zugs, welche Thyrsusstäbe in den Händen tragen. Noch größere Verwunderung ergreift die Ritter und die Damen, und gar die Hausfrau weiß sich vor züchtigem Erstaunen nicht zu fassen. Nur der Narr, welcher vom Orchester herabspringt, giebt seinen behaglichsten Beifall zu erkennen und macht wollüstige Kapriolen. Plötzlich aber tritt die Maske, welche den dritten Zug anführt, vor den Ritter und befiehlt ihm mit

gebieterischer Gebärde, ihr zu folgen. Entsetzt und empört schreitet die Hausfrau auf jene Maske los und scheint sie zu fragen, wer sie sei. Jene aber tritt ihr stolz entgegen, wirft die Larve und den vermummenden Mantel von sich, und zeigt sich als Diana im bekannten Jagdkostüm. Auch die andern Masken entlarven sich und werfen die verhüllenden Mäntel von sich; es sind Apollo und die Musen, welche den ersten Zug bilden, den zweiten bilden Bacchus und seine Genossen, der dritte besteht aus Diana und ihren Nymphen. Bei dem Anblick der enthüllten Göttin stürzt der Ritter flehend zu ihren Füßen, und er scheint sie zu beschwören, ihn nicht wieder zu verlassen. Auch der Narr stürzt ihr entzückt zu Füßen und beschwört sie, ihn mitzunehmen. Diana gebietet allgemeine Stille, tanzt ihren göttlich edelsten Tanz, und giebt dem Ritter durch Gebärden zu erkennen, dass sie nach dem Venusberge fahre, wo er sie später wiederfinden könne. Die Burgfrau lässt endlich in den tollsten Sprüngen ihrem Zorn und ihrer Entrüstung freien Lauf, und wir sehen ein Pas de deux, wo griechisch heidnische Götterlust mit der germanisch spiritualistischen Haustugend einen Zweikampf tanzt.

Diana, des Streites satt, wirft der ganzen Versammlung verachtende Blicke zu, und nebst ihren

Begleitern entfernt sie sich endlich durch die Mittelpforte. Der Ritter will ihnen verzweiflungsvoll folgen, wird aber von seiner Gattin, ihren Zofen und seiner übrigen Dienerschaft zurückgehalten — Draußen bacchantische Jubelmusik, im Saale aber dreht sich wieder der unterbrochene steife Fackeltanz.

Drittes Tableau.

Wilde Gebirgsgegend. Rechts: phantastische Baumgruppen und ein Stück von einem See. Links: eine hervorspringend steile Felswand, worin ein großes Portal sichtbar. — Der Ritter irrt wie ein Wahnsinniger umher. Er scheint Himmel und Erde, die ganze Natur zu beschwören, ihm seine Geliebte wiederzugeben. Aus dem See steigen die Undinen und umtanzen ihn in feierlich lockender Weise. Sie tragen lange weiße Schleier und sind geschmückt mit Perlen und Korallen. Sie wollen den Ritter in ihr Wasserreich hinabziehen, aber aus dem Laub der Bäume springen die Luftgeister, die Sylphen, herab, welche ihn zurückhalten mit heiterer, ja ausgelassener Lust. Die Undinen entweichen und stürzen sich wieder in den See.

Die Sylphen sind in helle Farben gekleidet und tragen grüne Kränze auf den Häuptern. Leicht und heiter umtanzen sie den Ritter. Sie necken ihn, sie trösten ihn und wollen ihn entführen in ihr Luftreich; da öffnet sich zu seinen Füßen der Boden, und es stürmen hervor die Erdgeister, kleine Gnomen mit langen weißen Bärten, und kurze Schwerter in den kleinen Händchen. Sie hauen ein auf die Sylphen, welche entfliehen wie erschrockenes Gevögel. Einige Derselben flüchten sich auf die Bäume, wiegen sich auf den Baumzweigen, und ehe sie ganz in den Lüften verschwinden, verhöhnen sie die Gnomen, welche sich unten wie wüthend gebärden.

Die Gnomen umtanzen den Ritter, und scheinen ihn ermuthigen und ihm den boshaften Trotz, der sie selber beseelt, einflößen zu wollen. Sie zeigen ihm, wie man fechten müsse; sie halten Waffentanz und spreizen sich wie Weltbesieger — da erscheinen plötzlich die Feuergeister, die Salamander, und schon bei ihrem bloßen Anblick kriechen die Gnomen mit feiger Angst wieder in ihre Erde zurück.

Die Salamander sind lange, hagere Männer und Frauen, in enganliegenden feuerrothen Kleidern. Sie tragen sämmtlich große goldene Kronen auf den Häuptern und Scepter und sonstige Reichskleinodien

in den Händen. Sie umtanzen den Ritter mit glühender Leidenschaft; sie bieten ihm ebenfalls eine Krone und ein Scepter an, und er wird unwillkürlich mit fortgerissen in die lodernde Flammenluft; diese hätte ihn verzehrt, wenn nicht plötzlich Waldhorntöne erklängen und im Hintergrund in den Lüften die wilde Jagd sich zeigte. Der Ritter reißt sich los von den Feuergeistern, welche wie Raketen versprühen und verschwinden; der Befreite breitet sehnsüchtig die Arme aus gegen die Führerin des wilden Jagdheeres.

Das ist Diana. Sie sitzt auf einem schneeweißen Roß, und winkt dem Ritter mit lächelndem Gruß. Hinter ihr reiten, ebenfalls auf weißen Rossen, die Nymphen der Göttin, sowie auch die Götterschar, die wir schon als Besuchende in dem alten Tempel gesehen, nämlich Apollo mit den Musen und Bacchus nebst seinen Gefährten. Den Nachtrab auf Flügelrossen bilden einige große Dichter des Alterthums und des Mittelalters, sowie auch schöne Frauen der letztern Perioden. Die Bergkoppen umwindend, gelangt der Zug endlich in den Vordergrund und hält seinen Eintritt in die weit sich öffnende Pforte zur linken Seite der Scene. Nur Diana steigt von ihrem Roß herab und bleibt zurück bei dem Ritter, dem freudeberauschten. Die beiden Liebenden feiern

in entzückten Tänzen ihr Wiederfinden. Diana zeigt dem Ritter die Pforte der Felswand und deutet ihm an, daſs Dieses der berühmte Venusberg sei, der Sitz aller Üppigkeit und Wollust. Sie will ihn wie im Triumphe dort hineinführen — da tritt ihnen entgegen ein alter weißbärtiger Krieger, von Kopf bis zu Fuß geharnischt, und er hält den Ritter zurück, warnend vor der Gefahr, welcher seine Seele im heidnischen Venusberge ausgesetzt sei. Als aber der Ritter den gutgemeinten Warnungen kein Gehör schenkt, greift der greise Krieger (welcher der treue Eckart genannt ist) zum Schwerte und fordert Jenen zum Zweikampf. Der Ritter nimmt die Herausforderung an, gebietet der angstbewegten Göttin, das Gefecht durch keine Einmischung zu stören; er wird aber gleich nach den ersten Ausfällen niedergestochen. Der treue Eckart wackelt täppisch zufrieden von dannen, wahrscheinlich sich freuend, wenigstens die Seele des Ritters gerettet zu haben. Über die Leiche Desselben wirft sich verzweiflungsvoll und trostlos die Göttin Diana.

Viertes Tableau.

Der Venusberg: Ein unterirdischer Pallast, dessen Architektur und Ausschmückung im Geschmack der Renaissance, nur noch weit phantastischer, und an arabische Feenmärchen erinnernd. Korinthische Säulen, deren Kapitäler sich in Bäume verwandeln und Laubgänge bilden. Exotische Blumen in hohen Marmorvasen, welche mit antiken Basreliefs geziert. An den Wänden Gemälde, wo die Liebschaften der Venus abgebildet. Goldne Kandelaber und Ampeln verbreiten ein magisches Licht, und Alles trägt hier den Charakter einer zauberischen Üppigkeit. Hie und da Gruppen von Menschen, welche müßig und nachlässig am Boden lagern oder bei dem Schachbrett sitzen. Andere schlagen Ball oder halten Waffenübungen und Scherzgefechte. Ritter und Damen ergehen sich paarweis in galanten Gesprächen. Die Kostüme dieser Personen sind aus den verschiedensten Zeitaltern, und sie selber sind eben die berühmten Männer und Frauen der antiken und mittelalterlichen Welt, die der Volksglaube wegen ihres sensualistischen Rufes oder wegen ihrer Fabelhaftig-

keit in den Venusberg versetzt hat. Unter den Frauen sehen wir z. B. die schöne Helena von Sparta, die Königin von Saba, die Kleopatra, die Herodias, unbegreiflicher Weise auch Judith, die Mörderin des edlen Holofernes, dann auch verschiedene Heldinnen der bretonischen Rittersagen. Unter den Männern ragen hervor Alexander von Macedonien, der Poet Ovidius, Julius Cäsar, Dietrich von Bern, König Artus, Ogier der Däne, Amadis von Gallien, Friedrich der Zweite von Hohenstaufen, Klingsohr von Ungerland, Gottfried von Straßburg und Wolfgang Goethe. Sie tragen Alle ihre Zeit- und Standestracht, und es fehlt hier nicht an geistlichen Ornaten, welche die höchsten Kirchenämter verrathen.

Die Musik drückt das süßeste dolce far niente aus, geht aber plötzlich über in die wollüstigsten Freudenlaute. Dann erscheint Frau Venus mit dem Tannhäuser, ihrem Cavaliere servente. Diese Beiden, sehr entblößt und Rosenkränze auf den Häuptern, tanzen ein sehr sinnliches Pas de deux, welches schier an die verbotensten Tänze der Neuzeit erinnert. Sie scheinen sich im Tanze zu zanken, sich zu verhöhnen, sich zu necken, sich mit Verspottung den Rücken zu kehren, und unversehens wieder vereinigt zu werden durch eine unverwüstliche Liebe,

die aber keineswegs auf wechselseitiger Achtung beruht. Einige andere Personen schließen sich dem Tanz jener Beiden an, in ähnlich ausgelassener Weise, und es bilden sich die übermüthigsten Quadrillen.

Diese tolle Lust wird aber plötzlich unterbrochen. Schneidende Trauermusik erschallt. Mit aufgelöstem Haar und den Gebärden des wildesten Schmerzes stürzt herein die Göttin Diana, und hinter ihr wandeln ihre Nymphen, welche die Leiche des Ritters tragen. Letztere wird in der Mitte der Scene niedergesetzt, und die Göttin legt ihr mit liebender Sorgfalt einige seidene Kissen unter das Haupt. Diana tanzt ihren entsetzlichen Verzweiflungstanz, mit allen erschütternden Kennzeichen einer wahren tragischen Leidenschaft, ohne Beimischung von Galanterie und Laune. Sie beschwört ihre Freundin Venus, den Ritter vom Tode zu erwecken. Aber Jene zuckt die Achsel, sie ist ohnmächtig gegen den Tod. Diana wirft sich wie wahnsinnig auf den Todten, und benetzt mit Thränen und Küssen seine starren Hände und Füße.

Es wechselt wieder die Musik, und sie verkündet Ruhe und harmonische Beseligung. An der Spitze der Musen erscheint zur linken Seite der Scene der Gott Apollo. Aufs Neue wechselt die

Musik; bemerkbar wird ihr Übergang in jauchzende Lebensfreude, und zur rechten Seite der Scene erscheint Bacchus nebst seinem bacchantischen Gefolge. Apollo stimmt seine Leier, und spielend tanzt er nebst den Musen um die Leiche des Ritters. Bei dem Klange dieser Töne erwacht Dieser gleichsam wie aus einem schweren Schlafe, er reibt sich die Augen, schaut verwundert umher, fällt aber bald wieder zurück in seine Todeserstarrung. Jetzt ergreift Bacchus eine Handpauke, und im Gefolge seiner rasendsten Bacchanten umtanzt er den Ritter. Es erfasst eine allmächtige Begeisterung den Gott der Lebenslust, er zerschlägt fast das Tamburin. Diese Melodien wecken den Ritter wieder aus dem Todesschlaf, und er erhebt sich halben Leibes, langsam, mit lechzend geöffnetem Munde. Bacchus lässt sich von Silen einen Becher mit Wein füllen und gießt ihn in den Mund des Ritters. Kaum hat Dieser den Trunk genossen, als er wie neugeboren vom Boden emporspringt, seine Glieder rüttelt und die verwegensten und berauschtesten Tänze zu tanzen beginnt. Auch die Göttin ist wieder heiter und glücklich, sie reißt den Thyrsus aus den Händen einer Bacchantin und stimmt ein in den Jubel und Taumel des Ritters. Die ganze Versammlung nimmt Theil an dem Glücke der Liebenden, und feiert in

wieder fortgesetzten Quadrillen das Fest der Auferstehung. Beide, der Ritter und Diana, knien am Ende nieder zu den Füßen der Frau Venus, die ihren eignen Rosenkranz auf das Haupt Diana's und Tannhäuser's Rosenkranz auf des Ritters Haupt setzt. Glorie der Verklärung.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien

Heine, Heinrich,

Heinrich Heine's sämmtliche Werke rechtmäßige Original-Ausgabe

Bd.: 7

Hamburg 1867